



# zur debatte

Sonderheft zur Ausgabe 4/2017

## Deutschland und Griechenland Tagung in Kooperation mit der Orthodoxen Akademie Volos



Rund 50 Teilnehmer einer Studienreise der Katholischen Akademie Bayern waren vom 26. September bis zum 1. Oktober 2016 zu Gast bei der Orthodoxen Akademie Volos in Mittelgriechenland. Als Gastgeber fungierten Metropolit Ignatios von Volos und Akademiedirektor Dr. Pantelis Kalaitzidis. Kernpunkt der Studienreise war eine zweitägige Kooperationstagung der beiden Akademien zum Verhältnis von Deutschland und Griechenland. Jeweils ein griechischer und ein deutscher Experte hielten kurze Vorträge zu speziellen Themen, über die dann diskutiert wurde. Zwei Simultandolmetscherinnen ermöglichten ein reibungsloses Verstehen zwischen Griechen und Deutschen. Abgerundet wurde die Studienreise durch Exkursionen zu kunstgeschichtlich, landschaftlich, aber auch politisch interessanten Orten in Mittelgriechenland. In diesem Sonderheft unserer Zeitschrift lesen Sie einen ausführlichen Bericht über die Studienreise. Wir dokumentieren auch ausführlich die Vorträge und zeigen Fotos von den Ausflügen.



*König Otto I. von Griechenland (1815 bis 1867), Sohn des Bayernkönigs Ludwig I., versuchte als griechischer Monarch von 1832 bis 1862 einen Brückenschlag zwischen Mitteleuropa und Griechenland. Dieses berühmte Gemälde von Peter von Hess (oben) zeigt die Ankunft des Königs in Nauplia.*

*Angela Merkel und der griechische Ministerpräsident Alexis Tsipras sind die heutigen Protagonisten des deutsch-griechischen Verhältnisses.*

Fotos: akg-images/dpa – Dursun Aydemir

# Ein Reisebericht aus Mittelgriechenland

Johannes Schießl

Wenn es um Griechenland geht, ruft das in Deutschland ganz unterschiedliche Emotionen hervor. Sie reichen von der Begeisterung für die Antike eines Homer oder eines Platon bis hin zu bösen Boulevard-Schlagzeilen in der immer noch aktuellen Finanzkrise. Gründe genug für die Katholische Akademie Bayern, sich mit dem Verhältnis der beiden Länder intensiver zu beschäftigen. So machte sich Ende September eine Gruppe von 47 Mitgliedern der Akademie-Gremien und des Vereins der Freunde und Gönner für eine knappe Woche auf ins Land der Griechen.

Nach einer Stadtführung durch Thessaloniki ging es vorbei am durch Wolken verhüllten Olymp nach Süden in die mittelgriechische Stadt Volos. Dort gibt es in der Akademie für Theologische Studien eine der Katholischen Akademie vergleichbare Einrichtung auf orthodoxer Seite. Ihr „spiritus rector“ ist Metropolit Ignatios, ein ökumenisch offener und beeindruckender Kirchenmann. Als er vor einem Jahr zu Gast in München war, entstand die Idee zu einer gemeinsamen Tagung.

## I. Der erste Studientag in Volos

In der hoch über dem Golf von Volos gelegenen Akademie, zugleich Amtssitz des Bischofs, begrüßte Metropolit Ignatios die deutschen Besucher. Griechenland sei „offen dem Meer gegenüber“ und so gleichfalls „offen für andere Ideen“. Auch die Kirche dürfe „nicht statisch bleiben“, sondern müsse den „Dialog mit allen Menschen anregen“. Deutschland und Griechenland hätten eine „gute, aber auch schwierige Beziehung“. Auf der positiven Seite stünden der kulturelle und wissenschaftliche Austausch sowie die europäische Hoffnung,

auf der negativen die Gräueltaten der Nazi-Zeit und die gegenseitigen Verletzungen in der Finanzkrise. Es bestehe die dringende „Notwendigkeit eines Ausgleichs“, wozu das Colloquium einen „kleinen Mosaikstein“ beisteuern könne.

Ein erster Höhepunkt war die Ansprache des deutschen Botschafters Peter Schoof. Seine zweieinhalb Jahre in Athen fühlten sich an wie sieben oder acht, so bewegt seien die Zeiten. „Die Stereotypen auf beiden Seiten geben Anlass zur Besorgnis“, so Botschafter Schoof, dagegen seien „Begegnung und Austausch das Fundament eines guten Miteinanders“. Seit 2010 werde Griechenland von einer Wirtschaftskrise gebeutelt, das Bruttosozialprodukt und das durchschnittliche Nettoeinkommen der Griechen seien in diesem Zeitraum um je ein Drittel gesunken. Dazu komme die ungebremste Abwanderung von Fachkräften.

Derweil habe Griechenland als „Tor zu Asien“ gute geographische Voraussetzungen und biete viele Möglichkeiten für die Gewinnung erneuerbarer Energie. „Es gibt eigentlich keinen Grund, warum aus diesem Land nicht ein Singapur oder ein Finnland werden könnte“, so der deutsche Botschafter. Außerdem genießt nach Schoofs Bildung einen hohen Stellenwert in Griechenland: „Eltern geben ihr letztes Hemd für die Ausbildung ihrer Kinder.“ Es gebe Anlass, Vorurteile zu überdenken: Einerseits sind die Griechen nach Schoofs Eindruck fleißig, andererseits etwa sei Deutschland nicht auf Austeritätspolitik zu reduzieren.

Eine Wende im Verhältnis beider Staaten habe die Flüchtlingskrise mit sich gebracht, die beide Länder dramatisch belastete. Die Griechen hätten Bundeskanzlerin Angela Merkel in diesem Zusammenhang als „solidarisch mit Griechen-

land“ erlebt. Auch hier sei mit vor-schnellen Urteilen aufzuräumen, meinte Botschafter Schoof. So könne der Schutz der europäischen Außengrenzen in Griechenland mit seinen mehrere tausend Kilometer Küstenlinie nicht mit einem Zaun oder einer Mauer gewährleistet werden. Es sei erfreulich, dass die Erfassung biometrischer Daten an den Aufnahmeorten von zehn auf 90 Prozent gestiegen sei. Die europäische Unterstützung bei der Registrierung von Migranten sei eine „neue Form der Solidarität“, nachdem die Verteilung der Flüchtlinge nach dem Dublin-Verfahren „einfach nicht fair“ sei.

Auch auf die Gräueltaten der Nazis in Griechenland ging Botschafter Schoof ein. In der Finanzkrise sei die Debatte mit Wucht zurückgekehrt, auch weil eine echte Aufarbeitung nie wirklich stattgefunden habe. In den 90 „Martyrer-Dörfern“ hatten deutsche Einheiten während des Zweiten Weltkriegs nahezu alle Männer massakriert. „Das bleibt als Wunde“, formulierte Schoof, man könne solche Traumata nicht durch „eine Rede hier und da“ heilen. Vielmehr brauche es einen langen Atem, so Peter Schoof, er würde stark auf ein deutsch-griechisches Jugendwerk setzen.

Die eigentliche Tagung begann mit einem Halbtag zum aktuellen Thema „Flüchtlinge“. Von deutscher Seite sprach dazu der bayerische Landes Caritas-Direktor Bernhard Piendl, von griechischer Pfarrer Meletis Meletiadis, der Moderator der kleinen, aber in der Flüchtlingsarbeit besonders engagierten evangelischen Kirche Griechenlands – auch das ein besonderes ökumenisches Zeichen.

Prälat Piendl ging in seinem Referat (Seite 7) von seinen Erfahrungen als Pfarrer in den 1990er Jahren aus, als eine Gruppe von Kosovo-Albanern in seiner Gemeinde Unterkunft fand. Erst mit der Zeit habe man herausgefunden, welche unterschiedlichen Motive die Menschen in die Flucht getrieben haben. Heute erlebe Europa die „ernsteste humanitäre Krise seit dem Zweiten Weltkrieg“. Der Kontinent könne „keine Insel bleiben, an der die Wellen der Welt abprallen“. Einerseits gehe es darum, Hilfe in den Herkunftsländern zu leisten,

andererseits die Asylsuchenden hierzulande zu unterstützen und zu integrieren.

Die große Zahl an Flüchtlingen werde unsere Gesellschaft jedenfalls verändern, so Piendl, dabei sei es auch notwendig, „dass wir uns unserer christlichen Identität vergewissern“. Konkret helfe die Caritas in der Asyl-Sozialberatung, durch die Aufnahme von Flüchtlingskindern in katholische Kindergärten und das besondere Engagement für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Über Caritas international sei man auch mit der Caritas Griechenland vernetzt und helfe etwa in Nordgriechenland, Athen und auf der Insel Lesbos. Jedenfalls gilt für Prälat Piendl: „Die Arbeit der Caritas fängt an, wenn die Kameras abschalten.“

## Christen müssten sich also mit den Schwachen identifizieren, nicht mit den Mächtigen.

Als Einstieg zu seinem Vortrag zeigte Pfarrer Meletiadis (Seite 10) ein beeindruckendes Video von der Arbeit der evangelischen Kirche Griechenlands im Flüchtlingslager Idomeni. Ehrenamtliche verteilen dort Essen, Kleidung, Medikamente, Brennholz und anderes. Die Kirchen müssten in der Flüchtlingskrise andere Maßstäbe setzen als der Populismus: „Gott zeigt uns, wer unser Nächster ist“, so Meletis Meletiadis. Es gehe nicht darum, Menschen in ein Lager wegzusperren oder ihnen ein wenig Geld zu geben, es gelte vielmehr der Satz Jesu: „Was ihr dem Letzten getan habt, das habt ihr mir getan.“

Christen müssten sich also mit den Schwachen identifizieren, nicht mit den Mächtigen. Dabei gebe es keinerlei dogmatische Probleme: Egal ob orthodox, katholisch oder evangelisch, keine Kirche könne die Herausforderung allein bestehen, „wir sollten unsere Kräfte bündeln“. Pfarrer Meletiadis ging sogar noch einen Schritt weiter: Obwohl das politisch nicht korrekt sei, sehe er in der Krise auch eine „Chance zur Mission“, freilich ohne jeden Zwang, aber die Christen dürften ihr Licht auch nicht unter den Scheffel stellen.

Der Nachmittag stand dann unter dem Motto „Vorurteile hüben und drüben“. Den griechischen Part übernahm der Schriftsteller und Übersetzer Kostas Koutsourelis, den deutschen Bernhard Remmers, Direktor des Münchner Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses, der Journalistenschule der katholischen Kirche in Deutschland. In seinen eher philosophisch-philologischen Überlegungen ging Koutsourelis (Seite 12) vom Begriff Stereotyp aus, der meist negativ konnotiert sei. Dabei zeigten Stereotypen nicht nur etwas über den Bewerteten, sondern auch über den Bewertenden. Sie hätten auch Vorteile, da sie selbstverständlich seien und die Rationalität nicht überanstrengen würden. Das sokratische Infragestellen gerate heute ins Hintertreffen angesichts der Komplexität der Welt, so Koutsourelis.

Seit Beginn der Finanzkrise im Jahr 2010 habe sich das griechische Bild von den Deutschen, besonders von der deutschen Politik verschlechtert. Trotz bitterer historischer Erinnerungen sei es seit der Wiedervereinigung positiv eingefärbt gewesen. Nach Koutsourelis würden die Deutschen die Rolle der Politik und ihres Einflusses auf die Gesellschaft überbewerten. Als Beispiel sei die Verwendung des Wortes Schuld anzuführen, das im Deutschen eher rechtlich oder religiös geprägt sei, im Griechischen hin-



Zu einem abendlichen Streitgespräch über die Finanzkrise war der ehemalige griechische Finanzminister Alekos Papadopoulos (links) nach Volos gekommen (rechts im Bild Moderator Dr. Pantelis Kalaitzidis)...

gegen nicht. An dieser Stelle scheine es „fast unmöglich, einen gemeinsamen Nenner zu finden“, meinte Kostas Koutsourelis. Dazu komme die griechische Tendenz, Probleme zu personalisieren, was sich gerade an Bundeskanzlerin Angela Merkel und Finanzminister Wolfgang Schäuble festmache.

Wer die griechische Mentalität kenne, der wisse: „Politik mit dem Zeigefinger wird als kriegerischer Akt verstanden.“ So etwas wie ein öffentliches Schuldeingeständnis gebe es kaum, das Pochen auf Werte in der Flüchtlingskrise würde in Griechenland nicht auf größere Aufmerksamkeit stoßen. Koutsourelis' eher entmutigende Bilanz war, dass die Geschichte trotz allem immer wieder zeige: „Gegensätze ziehen sich an.“

Unter der Überschrift „Vorurteile über Griechenland – die Euro-Krise in den deutschen Medien“ wandte sich Bernhard Remmers (Seite 16) der medialen Wirklichkeit zu. Medien griffen Bilder in uns auf, spiegelten und verstärkten sie, während sie doch die Aufgabe hätten, „Menschen in einer demokratischen Gesellschaft Partizipation zu ermöglichen“. Dabei sei die verräterische Sprache der Pauschalisierung zu vermeiden, etwa wenn es immer wieder „die Griechen“ heiße. Untersuchungen der Universitäten in Würzburg und Dortmund über deutsche Medien hätten zudem einen weit verbreiteten „Gleichklang in der Griechenland-Debatte“ aufgewiesen. Andererseits habe es „keine intellektuelle Qualität“ (Gesine Schwan), wenn die Austeritätspolitik ständig als alternativlos dargestellt werde.

Zwar müsse der Journalismus vereinfachen, weil er schnell in die Breite arbeite und auch noch unterhaltsam sein solle. Trotzdem gehe es heute – mehr noch als um Objektivität – um Wahrhaftigkeit. Kampagnen wie „2000 Jahre Niedergang“ (Focus) seien nicht Aufgabe des Journalismus, so Remmers. Zudem schaukelten sich die Medien gegenseitig hoch, die Beschleunigung durch das Internet fördere die Emotionalisierung noch. Aber an der klassischen Trennung von Bericht und Kommentar sei festzuhalten. Die Diskurse in Europa würden fast ausschließlich national geführt, „der Monteur bei VW und der Hafendarbeiter am Piräus“ hätten keine gemeinsame Plattform, was zu Debatten nach dem Muster „Wir gegen die“ führe. Wenn man aber gemeinsam handle, brauche man auch eine gemeinsame Debattenkultur, resümierte Bernhard Remmers.

## Die Zukunft Griechenlands basiere auf der Stabilität Europas, ansonsten drohe eine Zukunft als Dritt-Welt-Land.

Der Abend des ersten Konferenztages war dem wohl schwierigsten Thema gewidmet, der Finanzkrise. In einem Streitgespräch trafen Professor Franz-Christoph Zeitler, der frühere Bundesbank-Vizepräsident, und Alekos Papadopoulos, ehemals griechischer Finanzminister aufeinander. Die beiden Akademie-Direktoren Pantelis Kalaitzidis und Florian Schuller moderierten gemeinsam.

„Wenn die Party am schönsten ist“, hätten Finanzpolitiker die Aufgabe, „das Licht aufzudrehen und die Musik abzuschalten“, so begann Franz-Christoph Zeitler sein einführendes Statement. Er erinnere sich noch gut, als am 10. Mai 2010 – die internationale Banken-Krise war weitgehend überstanden – die Zinsen für griechische Staatsanleihen „wie die Eiger-Nordwand nach oben stiegen“. Dahinter stecke eine tiefe Vertrauens-

krise. Das griechische Staatsdefizit habe von drei auf 13 und später über 15 Prozent korrigiert werden müssen. Daraufhin habe Europa in aller Eile ein erstes Rettungspaket gezimert, dem die Rettungsschirme 2 und 3 mit insgesamt 320 Milliarden Euro netto gefolgt seien.

Ausgehend vom Beispiel des griechischen Statistikamtschefs Andreas Georgiou, der mit dem Anliegen angetreten war, die Zahlen schonungslos offenzulegen und sich nach seinem Rücktritt 2015 vor Gericht verantworten musste, stellte Zeitler die aus seiner Sicht entscheidenden Fragen: Kann man sich auf den Gesetzgeber verlassen? Und: Wie steht die Regierung zu Reformen? Denn die Lage Griechenlands sei keineswegs aussichtslos, wie etwa die positiven Entwicklungen in Spanien und Portugal, aber auch in der Republik Zypern zeigten.

Alekos Papadopoulos griff in seinem Eröffnungsstatement zurück in die Geschichte Europas, das nicht mehr nur der Friedenssicherung diene wie unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern zunehmend eine Wirtschaftsgemeinschaft geworden sei. In Griechenland freilich sei ein auf der „Protestantischen Ethik“ gegründeter Kapitalismus nicht denkbar, das Land selbst sehe sich eher als Brücke zwischen Ost und West.

Mitte der 1980er Jahre sei viel ausländisches Geld nach Griechenland geflossen, was zu einem „Überfluss ohne Untergrund“ geführt habe. Dabei habe die „Selbstdisziplin“ gefehlt, merkte Papadopoulos kritisch an, nun drohe der Zinsdienst das Land zu ersticken. 2010 sei Griechenland praktisch pleite gewesen, „das Land hat sich selbst erhängt“, formulierte der ehemalige Minister drastisch. Andererseits trügen auch die Memoranda aus Europa zu Malaise bei.



...die deutsche Position vertrat Professor Franz-Christoph Zeitler, der frühere Bundesbank-Vizepräsident und vorherige Staatssekretär im Bundesfinanzministerium.

Die EU könne nicht Bedingung um Bedingung oktroyieren, sie müsse auch darauf schauen, wie das Land wirklich da steht. Trotzdem sei die europäische Einbindung alternativlos: „Die Zukunft Griechenlands basiert auf der Stabilität Europas“, ansonsten drohe eine Zukunft als Dritt-Welt-Land.

In seiner Erwiderung warb Professor Zeitler für eine „Politik der geduldrigen Vertrauensbildung“. Griechenlands Wirtschaftsleistung sei relativ gering. So beaufe sich das griechische Bruttoinlandsprodukt nur auf ein Drittel des bayerischen – bei etwa gleicher Bevölkerungszahl. Mitte der 1980er Jahre sei es um die Wettbewerbsfähigkeit Griechenlands noch besser gestanden. Heute lägen die Probleme im Rückzug der Investoren, auch der griechischen, die ihr Kapital außer Landes brächten. Darüber hinaus betonte Zeitler im Blick auf den Einzelnen: „Der Bürger zahlt Steuern, wenn er sieht, dass etwas zurückkommt.“ So seien Steuererhöhungen das falsche Instrument, Steuergerechtigkeit sei wesentlich wichtiger. Außerdem habe Griechenland den akademischen Sektor überbewertet und etwa die Ausbildung von Handwerkern und Facharbeitern vernachlässigt.

Hinsichtlich der Reformen erklärte Alekos Papadopoulos, dass man den Bankrott von 2010, der Währung, Banken und den produzierenden Sektor betroffen habe, nicht offiziell verkündet habe, weil das politische System eine solche Nachricht nicht ausgehalten hätte. Beim wirtschaftlichen Wiederaufbau gehe es zwar um Stabilität, aber man dürfe Griechenland nicht zum Spielball anderer machen. Papadopoulos zitierte ein Sprichwort aus seinem Heimatdorf: „Der Esel muss vom Bauern aus dem Schlamm gezogen werden.“

## Themen im Sonderheft

|   |    |
|---|----|
| <b>Ein Reisebericht aus Mittelgriechenland</b>  |    |
| Johannes Schießl  | 2  |
| <b>Flüchtlinge. Chance und Herausforderungen in Deutschland</b>                                       |    |
| Bernhard Piendl   | 7  |
| <b>Die Flüchtlingskrise und ihre Herausforderungen für die Kirchen und die Gesellschaften Europas</b> |    |
| Meletis Meletiadis  | 10 |
| <b>Griechen und Deutsche: Bemerkungen zu einer schwierigen Beziehung</b>                              |    |
| Kostas Koutsourelis   | 12 |
| <b>Gedenken in Drakia auf dem Pilion</b>  |    |
|   | 15 |
| <b>Vorurteile über Griechenland – die Euro-Krise in den deutschen Medien</b>                          |    |
| Bernhard Remmers  | 16 |
| <b>Griechenland in Bayern</b>   |    |
| Thomas Raff   | 18 |
| <b>Athen: München Neugriechenlands</b>  |    |
| Manos Stefanidis  | 21 |
| <b>Festabend zu Ehren von Erzbischof Apostolos Malamoussis</b>  |    |
| Grußwort von Florian Schuller   | 24 |
| <b>Religiöse Verschiebungen in Deutschland. Kirchenschwund und -wachstum</b>                          |    |
| Michael N. Ebertz   | 25 |
| <b>Orthodoxe Kirche und Kultur in Griechenland. Der deutsche Einfluss</b>                             |    |
| Vasilios N. Makrides  | 29 |

## zur debatte

### Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 45

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Direktor: Dr. Florian Schuller  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser  
Mitarbeit: Simon Berninger  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300  
IBAN: DE05 7509 0500 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.





Stellten sich den Fragen der griechischen Journalisten: Georgios Paparrizos, der deutsche Honorarkonsul in Volos (links), und der deutsche Botschafter in

Griechenland, Dr. Peter Schoof (rechts daneben), der die Tagung mit einem gehaltvollen Grußwort eröffnete.

Als Bedingungen dafür nannte Franz-Christoph Zeitler eine funktionierende Demokratie, die Förderung privater Investitionen und die Straffung des Öffentlichen Dienstes. Mit allen drei Forderungen war Papadopoulos einverstanden. Ebenso einig waren sich die beiden Gesprächspartner darin, dass ein Austritt aus dem Euro oder ein Schuldenschnitt die Probleme nicht gelöst hätten. Professor Zeitler fasste seine Position so zusammen: Auch wenn es immer schwerer werde, Parlamente und Öffentlichkeit zu überzeugen, seien Rettungsschirme mit Auflagen doch auf lange Sicht in der Lage, auch Mentalitäten zu verändern.

Ein spannender Abend, an dem so lang diskutiert wurde, bis die beiden hervorragenden Simultan-Dolmetscherinnen vor Erschöpfung das Handtuch warfen.

## II. Der zweite Studientag in Volos

Am Vormittag des zweiten Konferenz-Tages ging es um „Griechenland in Bayern“ beziehungsweise um „Bayern in Griechenland“. Der Augsburger Kunsthistoriker Thomas Raff (Seite 18) betonte, das deutsche Interesse an Griechenland sei erst im Klassizismus stark angewachsen. In mittelalterlichen Klöstern habe es noch geheißen: „Graecum est;

non legitur“. Zudem habe man bei der Rede von „den Griechen“ meist die Byzantiner gemeint. Mit altgriechischen Texten hätten sich erstmals die Humanisten der Renaissance intensiver beschäftigt. Der Umschwung verbindet sich – so Professor Raff – mit dem Namen Johann Joachim Winckelmann am Ende des 18. Jahrhunderts, er habe das breite Interesse am antiken Griechenland geweckt, und zwar nicht nur in ästhetischer Hinsicht, sondern auch – in Absetzung vom römischen Gewaltimperium – in der Idealisierung der griechischen Demokratie.

Die besondere Beziehung Bayerns zu Griechenland verbindet sich mit König Ludwig I. Noch sein Vater Max I. zeigte keinerlei Verständnis für die Begeisterung seines Sohnes, der in Paestum gesagt haben soll: „Lieber denn Erbe des Throns, wär' ich hellenischer Bürger“. 1821 begann Ludwig, antike Kunst zu sammeln und errichtete noch als Kronprinz aus eigenem Geldbeutel die Glyptothek in München. Zusammen mit der Antiken-Sammlung – ursprünglich als „Kunst- und Industrie-Ausstellungsgebäude“ geplant – und den erst nach seiner Abdankung 1848 vollendeten Propyläen entstand das Ensemble des Königsplatzes in München, der Grundstock zum viel beschworenen „Isar-Athen“. Doch Ludwigs Philhellenismus ging weit über München hinaus.

Schon in seinem ersten Edikt als König verfügte er, Bayern künftig mit einem Ypsilon zu schreiben, „damit mehr Griechenland nach Bayern kommt“. 1830 wurde dann die Walhalla bei Regensburg erbaut – in Anlehnung an den Parthenon auf der Athener Akropolis. „Ein griechischer Tempel für große Deutsche, das ist schon ein Statement“, so Professor Raff. Auch hinter der Bavaria an der Münchner Theresienwiese stecke Griechenland, denn sie erinnere an die Großbronzen des Phidias.

Ab 1828 seien zudem viele griechische Studenten nach München gekommen,

aber auch Waisenkinder von Freiheitskämpfern, für die man sogar eine eigene Schule errichtet habe. Zudem habe man im selben Jahr die spätgotische Salvatorkirche den Griechen überlassen. Aber auch in der Malerei sei Griechenland zunehmend Thema geworden. Einerseits hätten sich griechische Künstler in München niedergelassen, andererseits sei etwa der Zyklus „Die Landschaften Griechenlands“ von Carl Rottmann zu nennen, der bis heute in der Neuen Pinakothek zu sehen ist, wohingegen die Freiheitskampf-Bilder des Malers Peter von Hess im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sind.

Der griechische Kunsthistoriker Manos Stefanidis stellte das Verhältnis von München und Athen in den Vordergrund seines Referats (Seite 21). Während die „Ägineten“ als „Höhepunkt der archaischen Kunst“ mit ihrem Lächeln die griechische Lebensfreude nach München gebracht hätten, so habe Athen im 19. Jahrhundert das Glück gehabt, durch die besten bayerischen und deutschen Architekten zu einer schönen klassizistischen Stadt zu werden, was man bis heute an den zentralen Achse zwischen Syntagma- und Omonia-Platz und ihren Bauwerken sehen könne.

Man denke nur an den ehemaligen Palast von König Otto, das heutige griechische Parlament, das Friedrich von Gärtner entworfen hat. Oder an die katholische Dionysius-Kirche nach Plänen von Leo von Klenze. Für den Syntagma-Platz sei sogar eine Skulptur mit dem Thema „Griechenland bedankt sich bei Bayern“ vorgesehen gewesen. Selbst für die Pläne des preußischen Architekten Karl Friedrich Schinkel, auf der Akropolis einen klassizistischen Palast zu errichten, fand Stefanidis lobende Worte. Auch wenn man solche Ideen heute für verrückt halte, hätte doch „ein interessanter Dialog von Alt und Neu“ entstehen können.

## Die besondere Beziehung Bayerns zu Griechenland verbindet sich mit König Ludwig I.

Den Philhellenismus freilich kritisierte Stefanidis als eine „Manie, ja fast Hysterie der Deutschen“, die sich so zu den eigentlichen Erben der Antike stilisiert hätten. Die Konfrontation mit den realen Griechen habe da fast notwendig zu Enttäuschungen geführt: „Deutschland hat das kleine Griechenland umarmt und es so fast erdrückt“, so Stefanidis.

In der Diskussion mit den beiden Referenten wurde dann noch stärker die Rolle des griechischen Königs Otto beleuchtet. Der Wittelsbacher sei auf „katastrophale Voraussetzungen“ gestoßen, so Professor Thomas Raff. Nach der Befreiung von der osmanischen Herrschaft hätten die Großmächte einen Monarchen aus einem politisch unbedeutenden Herrscherhaus gesucht. Im Alter von 16 Jahren sei der zweite Sohn Ludwigs I., der eigentlich Priester hätte werden sollen, nach Griechenland aufgebracht. In Athen hätten damals vielleicht 5.000 Menschen in kaputten Häusern gelebt. Immerhin habe er einen Urplan für die Stadt mit Universität, Staatsbibliothek, Klinik und Kirche mitgebracht. „Und 30 Jahre lang in einem Bürgerkriegsland an der Regierung zu bleiben, finde ich nicht ganz schlecht“, so Professor Raff.

Eine etwas andere Sicht auf den König aus Bayern vertrat Professor Stefanidis. Otto habe Griechenland „mit romantischem Pathos geliebt“, aber gleichzeitig versucht, das System des



Zum Auftakt traf sich die 50-köpfige Reisegruppe aus München zu einem Stadtrundgang am „Weißen Turm“ im Hafen von Thessaloniki.

bayerischen Staates auf das Land zu übertragen. Abgesehen davon sei er letztlich „nicht als eigenständige historische Persönlichkeit“ zu bewerten, da Griechenland damals kein Staat im engeren Sinn gewesen sei, sondern eher ein Protektorat unter Aufsicht der Großmächte. Obwohl Otto sich um Volksnähe bemüht habe, sei er stets ein wenig fremd geblieben mit seinem Bestreben, Ordnung in ein chaotisches Land zu bringen.

*Der Gottesdienst sei für junge Leute „nicht cool“, weil deren „ästhetische Erwartungen nicht berücksichtigt“ würden.*

Um das Thema „Religion und Kirche in beiden Ländern“ drehte sich der zweite Konferenz-Nachmittag. Den deutschen Part hatte der Freiburger Religionssoziologe Michael Ebertz (**Seite 25**) übernommen. Deutschland sei nach der Wende weder protestantischer noch katholischer geworden, so Ebertz, sondern vielmehr konfessionsloser und konfessionspluraler. Mit 29 Prozent Katholiken, 27 Prozent Protestanten und zwei Prozent Orthodoxen machten Christen nur noch knapp 60 Prozent der Bevölkerung aus. Dem eher katholisch geprägten Süden und Westen stünden der eher protestantische Norden und ein konfessionsloser Osten gegenüber. Vor allem die Großstädte verlören ihren konfessionellen Status, so machten in München 54 Prozent keine Konfessionsangabe mehr. „Die Kirchen verlieren an Integrationskraft, nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch auf der lokalen Ebene“, so Professor Ebertz. Und das, obwohl die christlichen Wohlfahrtsverbände, voran Caritas und Diakonie, mit einer Million Beschäftigten die größten Arbeitgeber nach dem Staat seien.

Deutsche Politiker pflegten immer weniger das „Leitbild einer kulturchristlichen Gesellschaft“, stattdessen halte ein „religionspolitischer Multikulturalismus“ Einzug. Wenn man jedoch alle Religionen gleichwertig betrachte, führe das zu Konflikten, wie man etwa beim kirchlichen Arbeitsrecht, bei der Frage nach islamischer Theologie an deutschen Hochschulen oder auch bei der Beschneidungsproblematik sehen könne. Es herrsche die „Neigung zu einem inklusiven Religionsverständnis“, kurz beschrieben mit dem Satz: „Alle glauben an den gleichen Gott, irgendwie ist doch alles dasselbe“, so das Resümee einer Befragung von Mitarbeitern der Caritas durch Professor Ebertz. Das habe zur Folge, dass „anders als viele Muslime die Christen hierzulande keine Missionare sind“. Dazu komme eine „religionsinterne Pluralisierung“, geradezu ein „Synkretismus zentraler Glaubenswahrheiten“.

Insgesamt sei eine massive Erosion bei Reproduktion und Sozialisation der Gläubigen zu beobachten, der Alterungsprozess in beiden großen Volkskirchen schreite weiter voran. Es gebe immer weniger konfessionsgleiche Ehen, die Familien – immer als „Allerheiligstes“ gehandelt – fielen weitgehend aus. Deswegen „hängen Religionsunterricht, Sakramenten-Vorbereitung sowie die Kinder- und Jugendpastoral in der Luft“, so die nüchterne Diagnose von Michael Ebertz. Es fehle an einer „Missionsstrategie jenseits des Missionsgeredes“.

Der zunehmende Priestermangel zeuge schon von einer Art „Überlebenskampf“. So seien in den letzten drei Jahren in Deutschland nur noch jeweils unter 100 Neupriester zu verzeichnen gewesen. Das Durchschnittsalter der



Metropolit Ignatios von Volos (zweiter von rechts) begrüßte die Münchner Gruppe in „seiner“ Akademie, ehe der deutsche Botschafter Peter Schoof (links daneben) sein Grußwort sprach.

Außen sind die beiden Akademiedirektoren Dr. Florian Schuller (links) und Pantelis Kalaitzidis (rechts) zu sehen, die das Tagungsprogramm moderierten.

Priester hingegen liege bei 60 Jahren, das Betreuungsverhältnis bei 1:25.000, der Kirchgang bei etwa zehn Prozent im Durchschnitt. Der Gottesdienst sei für junge Leute „nicht cool“, weil deren „ästhetische Erwartungen nicht berücksichtigt“ würden. Hingegen dürfe man die Freude am Evangelium nicht nur behaupten, sondern müsse sie auch erlebbar machen. Das typisch deutsche Gefüge von kirchlichen Verbänden sei nur aus der Konfessionskonkurrenz heraus verständlich, das dürfe aber nicht dazu führen, dass es eine „Kirche mit Stellen“ und gleichzeitig eine „Kirche ohne Gläubige“ gebe.

Für die griechische Seite erwiderte Professor Vassilios Makrides (**Seite 29**), der als orthodoxer Religionssoziologe in Erfurt lehrt. Im Blick auf die Rolle von Religion und Kirche liege der zentrale Unterschied zwischen Griechenland und Deutschland in der Geschichte begründet. Im Osten gebe es die alte Tradition der „Symphonia“ zwischen Kirche und Staat, während im Westen alles auf eine Trennung beider Bereiche zugegangen sei. Im Land der Reformation käme die Kulturbedeutung des Protestantismus hinzu, der nach Max Weber eine „Lebensführung mit Verantwortung“ in den Vordergrund stelle. Aus der Interaktion zwischen Katholizismus und Protestantismus sei zudem der deutsche Wohlfahrtsstaat entstanden. In Griechenland sei es im 19. Jahrhundert zu keiner Begegnung mit der Moderne gekommen, während sich der Protestantismus schon früher, die katholische Kirche erst im Zweiten Vatikanum mit der Moderne verbunden hätten. Die Orthodoxie habe aber gerade deswegen mit der Moderne Probleme, da diese für westlich gehalten wird. Auch die orthodoxe Theologie sei von der Aufklärung kaum berührt worden.

Was die griechische Kirche auszeichne, sei ihre Eigenständigkeit und ihr synodaler Charakter, die beide auf die Reformen von König Otto zurückgingen. Allerdings seien auch in Griechenland damals drei Viertel der Klöster aufgelöst worden. Die Priester seien zu Staatsdienern geworden, auf der anderen Seite habe sich eine akademische Theologie

etabliert. Später dann habe die Kirche beim aufkeimenden „Nationalismus mit Exklusivitätsansprüchen“ mitgespielt. Seit der Wiederherstellung der Demokratie im Jahr 1974 sei ein „gemäßigter Säkularisierungsprozess“ zu beobachten, was sich etwa an der Einführung der Zivilehe zeige. Der Zusammenbruch des Ostblocks habe vorübergehend positive Auswirkungen auf die Kirche gezeitigt, während in der Finanzkrise die Kirche durch ihre sozialen Dienste die durch den wenig ausgeprägten Sozialstaat entstandene Lücke gefüllt habe, so die Tour d’horizon von Professor Makrides.

### III. „Goldenes Kreuz“ für Vater Apostolos

Der Abend des zweiten Konferenztags stand ganz im Zeichen eines Mannes,

der wie kein Zweiter für die Verbindung von Griechenland und Bayern stehe: Erzpriester Apostolos Malamoussis. Seit 1982 ist er das schier allgegenwärtige Gesicht der Orthodoxie in München. Aber er stammt aus der Diözese Volos, näherhin aus dem Dorf Mouresi, das auf der Halbinsel Pilion liegt. Und so war es Metropolit Ignatios ein besonderes Anliegen, „einen seiner besten Exportartikel“ mit der höchsten Auszeichnung seiner Diözese zu ehren, dem „Goldenen Kreuz“ der Metropole von Demetrias.

Bei dem anrührenden Festakt würdigte der Metropolit denn auch Vater Apostolos in vielfacher Hinsicht: Als Bürger des Pilion als eines Ortes der Freiheit; als Priester in der Diaspora, der der Orthodoxie Ehre mache; als Ökumeniker, „der an die Türen klopft, weil



Hoch zu Ross zeigt diese Bronzestatue in Thessaloniki Alexander den Großen.



Vor der Orthodoxen Akademie in Volos, die zugleich das Ordinariat seiner Diözese beherbergt, begrüßte Metropolit Ignatios (Mitte) zusammen mit seinem

Akademiedirektor Pantelis Kalaitzidis (rechts) dessen Münchner Kollegen Florian Schuller (links).

sein Herz offen ist“. Aber auch als Ehemann und Vater von vier Töchtern sowie als Sozialarbeiter, „der im Armen Christus sieht“. Während die Bayern in ihm den Griechen sahen, sahen die Griechen in ihm den Bayern, schloss der Bischof seine Rede, überreichte Apostolos Malamoussis die Urkunde und hängte ihm den stattlichen, fast an ein Bischofskreuz erinnernden Orden um. Und auf den Anruf des Bischofs „Axios“ („Würdig“) antwortete die ganze Versammlung ihrerseits mit einem kräftigen „Axios“.

Schon zuvor hatte Akademie-Direktor Florian Schuller ein Grußwort (Seite 24) gesprochen – in flüssigem Neugriechisch, was den Geehrten zu Tränen rührte. Malamoussis sei ein „fester Bestandteil des öffentlichen Lebens in München“, keine wichtige Veranstaltung sei ohne ihn vorstellbar. „Manchmal meint man, Apostolos Malamoussis müsse die Gabe der Bilokation besitzen.“ Auch durch seinen Einsatz seien die Griechen in München „die bestintegrierte, die beststrukturierte, die bestbekannteste, die bestgeachtete, die bestgeliebte“ Minderheit. Gerade die alte Freundschaft zu Kardinal Friedrich Wetter habe „nicht nur in der Stadtarchitektur Münchens deutliche Spuren hinterlassen“, so der Akademie-Direktor.

Auf die Verdienste von Vater Apostolos für München ging auch Professor Athanasios Vletsis in seiner Laudatio ein. Der Sprecher der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie an der Münchner Universität kennt den Geehrten seit über 40 Jahren und konnte zahlreiche Bilder von Apostolos Malamoussis zeigen: etwa mit der Bundeskanzlerin, mit Päpsten, Patriarchen und Kardinälen. Zu den äußerlich sichtbaren Großtaten von Apostolos Malamoussis gehörten die Renovierung der Salvatorkirche nach einem langwierigen Rechtsstreit – wofür er den Dokortitel verdiene, allerdings nicht den theologischen, sondern den juristischen, wie der

damalige bayerische Kultusminister Hans Zehetmair meinte – und die Einrichtung und Ausmalung der griechisch-orthodoxen Allerheiligenkirche am Nordfriedhof. Aber auch die Isarsegnung am Dreikönigstag und der griechisch-bayerische Kulturtag im Sommer seien zu nennen.

### „Wenn die Kirche ein Krankenhaus ist, ist das Kloster eine Intensivstation.“

Vater Apostolos bedankte sich, indem er von seiner Kindheit und Jugend erzählte. Wie seine Mutter für die Schulkinder in Mouresi gekocht habe. Wie er als Ministrant die drei Glocken der Dorfkirche geläutet habe (die dritte mit dem Fuß). Und wie ihm sein damaliger Bischof vom Zölibat des Mönches abgeraten habe. Der Abend klang in einem fröhlichen Fest aus – bei besten griechischen Speisen und Darbietungen der Tanzgruppe der Metropole. Beim „Syrtos“ (den „Syrtaki“ hat erst Mikis Theodorakis 1964 für den Film „Alexis Sorbas“ komponiert) reihten sich schnell auch Vater Apostolos und andere Mutige aus der deutschen Gruppe in den Kreis der Tanzenden ein.

#### IV. Exkursionen

Die beiden letzten Tage der Griechenland-Exkursion waren zwei Ausflügen vorbehalten. Am ersten ging es zu den Metéora-Klöstern. Auf den teilweise bizarr anmutenden Nagelfluh-Felsen, die heute auch als Kletter-Paradies gelten, haben sich um die erste Jahrtausendwende – ähnlich wie am Berg Athos – Eremiten angesiedelt, die immer mehr zu über 20 Klöstern zusammenwuchsen. Heute sind vier von ihnen durch Schwestern und zwei von Mönchen bewohnt. Pater Gregorios führte die

Franziskus es so formulierte: „Wenn die Kirche ein Krankenhaus ist, ist das Kloster eine Intensivstation.“ Bei einem von den Schwestern liebevoll zubereiteten Abendessen mit ausschließlich selbst hergestellten Lebensmitteln aus biologischem Landbau und ökologischer Viehzucht klang der Abend aus.

### Ein schwerer Gang war der Besuch im „Martyrerdorf“ Drakia.

Der zweite Ausflugstag führte auf die bergige Halbinsel Pilon, die den Golf von Volos gegen die Ägäis abgrenzt. Am Morgen hielt Metropolit Ignatios in der Kirche des „Apfeldorfs“ Milies die „Göttliche Liturgie“ des Johannes Chrysostomos, wie sie die Orthodoxie seit dem 4. Jahrhundert kaum verändert als „Vorgeschmack des Himmels“ feiert. Dabei betete der Bischof für die baldige volle Einheit der Christen und gab in einer kurzen Ansprache seiner Hoffnung Ausdruck, „dass Christus uns diese Spaltung verzeihen möge“.

Ein schwerer Gang war der Besuch im „Martyrerdorf“ Drakia. Dort hatten deutsche Soldaten, nachdem zwei von ihnen durch Partisanen erschossen worden waren, am 18. Dezember 1943 118 griechische Männer, nahezu die ganze männliche Bevölkerung des Ortes, zuerst im Kafenion zusammengepfertcht, dann in Fünfer-Gruppen an den kleinen Fluss gezerrt und schließlich in den Hinterkopf erschossen. Ihr Blut färbte den Fluss noch im Nachbardorf rot.

Am Gedenkstein für das Massaker sprachen Metropolit Ignatios und Akademie-Direktor Florian Schuller – wiederum auf Neugriechisch – ein Totengebet. Der Metropolit wertete den Besuch der Gruppe aus Deutschland als „Zeichen der Versöhnung“ und gab seiner Hoffnung Ausdruck, „dass solche Gräueltaten nie wieder vorkommen“. Auch deswegen bräuchten wir Europa. Einen ganz besonderen Ernst erhielt der Besuch, der die Gruppe auch in das kleine Museum führte und der in einem Mittagessen auf dem Dorfplatz endete, durch die Anwesenheit des 92-jährigen Jannis, der das Massaker als 17-Jähriger nur deswegen überlebte, weil man den klein gewachsenen Mann in kurzen Hosen für ein Kind hielt.

Nach einem erholsamen Aufenthalt im pittoresken Makrinitsa und einem letzten Blick über den Golf von Volos im Abendrot ging es am nächsten Morgen mit Halt bei der höchst sehenswerten Ausgrabung des „Philippusgrabes“ nahe der alten makedonischen Hauptstadt Vergina zurück nach Thessaloniki. Erfüllt mit Eindrücken von einem schönen, aber gebeutelten Land mit gastfreundlichen Menschen, von einer anderen christlichen Kirche, über die man im „Land der Reformation“ viel zu wenig weiß, und von einem guten Miteinander in der Gruppe mit vielen interessanten Gesprächen bleibt das gute Gefühl, eine kleine Brücke zwischen Ost und West geschlagen zu haben. Und wie zur Bestätigung hatten sich auf der Heimfahrt sogar die Wolken von den Gipfeln des Olymp verzogen. □

# Flüchtlinge. Chancen und Herausforderungen in Deutschland

Bernhard Piendl

## I.

Lassen Sie mich zunächst mit einer persönlichen Erfahrung beginnen. Anfang der 1990er Jahre war eine große Flüchtlingsproblematik zu bewältigen. Eine ihrer Ursachen war der Krieg in Jugoslawien. Ich selber war damals Gemeindepfarrer in einer Pfarrei etwas außerhalb der Bistumsstadt Regensburg. Durch den Staat wurde in diesem Ort eine große Gemeinschaftsunterkunft für Flüchtlinge eingerichtet. Die meisten Asylsuchenden in dieser Unterkunft waren Kosovo-Albaner. Hinzu kam eine große Gruppe aus Afrika.

Immer wieder habe ich die Unterkunft besucht und Kontakte geknüpft. Ich habe viel über die Fluchtmotive erfahren. Sie waren so unterschiedlich wie Menschen unterschiedlich sind. Sie reichten von echter existenzieller Bedrohung bis hin zu etwas fragwürdigen Konstellationen. Nach und nach lernt man zu unterscheiden. Hilfreich war für mich dabei die Erfahrung der Caritas-Mitarbeitenden, die ich immer wieder zu Rate ziehen konnte.

In der Pfarrgemeinde war das Thema präsent. Wir haben Asylsuchende zu Begegnungen in unser Pfarrheim eingeladen. Einigen anerkannten Flüchtlingen konnten wir Wohnmöglichkeiten verschaffen. Afrikanische Christen haben in unseren Gottesdiensten Lieder aus ihrer Heimat gesungen. Und ich habe mit ihnen einen Gedenkgottesdienst gefeiert für den Bruder einer Asylsuchenden, der in seiner Heimat ums Leben gekommen war.

Nach und nach nahm die Zahl der Asylsuchenden ab. Viele sind als anerkannte Flüchtlinge geblieben, andere sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Als ich nach meiner Zeit als Gemeindepfarrer Direktor des Caritasverbandes wurde, hatte ich weiterhin viel mit der Flüchtlingsproblematik zu tun. Die Aufgabe war dringlich und sehr präsent, aber auch überschaubar.

Nun aber hat die aktuelle Flüchtlingssituation eine Dimension angenommen, die über das Maß der vergangenen Jahre weit hinausgeht. Bei ihrem Besuch auf der Insel Lesbos im April dieses Jahres haben Patriarch Bartholomäus von Konstantinopel, Erzbischof Hieronymus von Athen und ganz Griechenland sowie Papst Franziskus gemeinsam die aktuelle Herausforderung als ernsteste humanitäre Krise für Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges benannt. Eine wachsende Zahl von Flüchtlingen sucht Zuflucht in Europa, auch wenn bekanntlich die meisten von ihnen in den Krisenregionen des Mittleren Ostens und Afrikas bleiben.

## II.

Wir müssen nüchtern feststellen: Es gibt zu viele Regionen in der Welt, in denen es nicht gelingt, stabile und gerechte politische und soziale Verhältnisse zu schaffen. Positive Entwicklungen werden verhindert durch korrupte Systeme oder durch radikalen Fanatismus und Fundamentalismus. Hinzu kommen Naturkatastrophen und die Folgen des Klimawandels, die viele Menschen bewegen oder zwingen, ihre Heimat zu verlassen. Wir müssen aber auch feststellen: Inmitten all der weltweiten Ent-

wicklungen kann Europa keine Insel oder Oase mehr bleiben, an denen die weltweiten Krisen vorbeigehen oder abprallen.

Ich darf an dieser Stelle einige Sätze aus der Rede des aus Bayern stammenden Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Gerd Müller, vor dem deutschen Bundestag am 12. Mai 2016 zitieren, die ich uneingeschränkt teile: Die aktuelle Fluchtsituation „fordert von der Weltgemeinschaft eine ganz neue Dimension von globaler Zusammenarbeit und Verantwortung ... Es bedarf einer neuen globalen Verantwortungsethik weltweiten Handelns ... Die Reaktion der reichen Industriestaaten wie der USA und der Staaten der EU darf (deshalb) nicht auf Abwehr und Zurückweisung beschränkt sein.“ Und zu Recht stellt er fest: „Wir sind durch unseren Lebens-, Konsum- und Wirtschaftsstil für die Ursachen der Krisen mitverantwortlich“.

Über diese politischen Aussagen geht unser Verständnis als Kirche noch einmal weit hinaus. Unser Verständnis von Kirche ist universal. Eine Kirche kann nichts anderes sein als eine „Kirche ohne Grenzen“. Das hat Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ von 2013 eindeutig festgehalten (EG 210). Dieser ekklesiologischen Dimension, aus der sich eine weltweite Verantwortung ableitet, steht die Vorstellung von einer „Festung Europa“ diametral gegenüber.

Wiederum ist Minister Müller zuzustimmen, wenn er die Forderung ableitet, „Überlebens-, Zukunfts- und Bleibeperspektiven für die Menschen in Krisen-, Konflikt- und Entwicklungsländern vor Ort zu schaffen“. Anhand konkreter und eindrucksvoller Beispiele kann der Minister belegen, dass diese Gedanken keine Illusion sein müssen. Er verweist etwa auf das Projekt „cash for work“. Flüchtlinge erhalten vor Ort im Nordirak, Jordanien und im Libanon Werkzeug und Geld, um selber zerstörte Häuser wieder aufzubauen.

Eine aktive Rolle nimmt – um wieder zu Kirche und Caritas zurückzukommen – auch die Auslandsabteilung des Deutschen Caritasverbandes ein. Sie unterstützt beispielsweise die Caritas in Marokko. Diese hat allein zwischen 2013 und 2016 in drei Migrationszentren etwa 12.000 Migrantinnen und Migranten begleitet, die aus Zentralafrika (Subsahara) nach Norden ziehen. Sie erhalten Unterricht und Ausbildung. Viele erhalten dadurch eine Perspektive vor Ort, auch wenn damit nicht alle ihr eigentliches Ziel, nämlich Europa, aufgeben.

## III.

Nach diesen Aspekten und Beispielen darf ich nun einige Gedanken und Stichworte zur spezifischen Rolle und Aufgabe der Kirche und der Caritas benennen. In einem für unsere katholische Kirche zentralen Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils, der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, findet sich folgende Formulierung: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall findet.“ Damit sind wir als Kirche insgesamt wie als einzelne Christen mitten

hineingenommen in die aktuelle Flüchtlingsproblematik. Wir wissen uns auf besondere Weise gefordert. Wir setzen uns mit Entschiedenheit für die Anliegen der Menschen ein, die als Flüchtlinge und Asylsuchende zu uns kommen.

Dieser Einsatz darf aber niemals zu Lasten des Wohles unserer Gesellschaft insgesamt beziehungsweise der Benachteiligten in ihr gehen. Mit der Politik und den Menschen unseres Landes stehen wir in einem intensiven Austausch über die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen, Flüchtlinge und Asylsuchende aufzunehmen. Dabei können wir keine Patentrezepte anbieten. Aber wir wissen und bringen in die Debatte ein, dass für die Bewältigung eine tragfähige ethische und theologische Orientierung unentbehrlich ist.

Mit Politik, Ökonomie oder Militär allein ist den Krisen nicht beizukommen. Notwendig ist die Rückbesinnung auf das, was den Menschen in Wahrheit ausmacht. Eine vor allem im Westen zunehmende Säkularisierung und ein rein auf das Diesseits bezogener Materialismus relativieren immer mehr die eigentliche Wahrheit des Menschen, nämlich die in seiner Gottebenbildlichkeit begründete Würde. Gesellschaften, die mit dem Abdrängen der Religion in die Privatsphäre auch diese grundlegenden Wahrheiten relativieren, tragen selber zu Tendenzen von Destabilisierung und Entsolidarisierung bei.

Bevor ich zu den ganz pragmatischen Handlungsfeldern komme, sind einige Aussagen zu den Grundlagen des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge zu nennen. Der bereits genannte Konzilstext „Gaudium et spes“ fordert uns auf, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (GS 4). Ich greife dabei auf einige Aspekte aus den Leitsätzen der Deutschen Bischofskonferenz zurück, die diese im Februar dieses Jahres veröffentlicht hat.



Eine konzentrierte Atmosphäre herrschte im Tagungsraum der Orthodoxen Akademie, der mit einer Simultan-Dolmetscher-Anlage ausgerüstet ist.



Die Caritas sorgt und sorgt überall in Deutschland für ganz praktische Flüchtlingshilfe. Unser Foto zeigt eine Szene aus Berlin, wo es gelang, obdachlose

Menschen in einem ehemaligen Seniorenheim unterzubringen. Dessen Name ist Programm: „Zum Guten Hirten“.

Foto: dpa / Jörg Carstensen

Der Evangelist Matthäus überliefert uns das Wort Jesu: „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35). Vor diesem Hintergrund gehört die Sorge für Flüchtlinge und Migranten zu unserem Selbstverständnis als Kirche. Das Wort Jesu bindet unsere Kirche auf allen ihren Ebenen. Es bindet jeden einzelnen Christen oder die Zusammenschlüsse in Gruppen oder Vereinen. Gerade die Caritas sieht sich hier in einer besonderen Verpflichtung. Über ihr konkretes Wirken wird an späterer Stelle noch die Rede sein. Die Hoffnungen und Ängste der Menschen auf der Flucht sind auch die Hoffnungen und Ängste der Kirche und ihrer Gläubigen.

Ausgangs- und Zielpunkt aller Bemühungen ist die Wahrung der individuellen Würde jedes Flüchtlings und jedes Asylsuchenden. Hinter den hohen Flüchtlingszahlen verbergen sich je eigene Schicksale und individuelle Lebens- und Leidenswege. Im Gegensatz zur öffentlichen Debatte, die nicht selten zu pauschalen Urteilen neigt, sehen wir als Kirche immer den einzelnen Menschen. Das erfordert ein hohes Maß an Sensibilität und Einfühlungsvermögen.

Wir wissen um die besondere Bedrängnis der Christen im Mittleren Osten und in Afrika. Sie sind weithin unmittelbarer Verfolgung und existenzieller Bedrohung ausgesetzt. Viele haben um ihres Glaubens willen Hab und Gut und nicht selten Angehörige als Opfer von radikalem Fanatismus verloren und müssen ihre Heimat verlassen. Ihnen gilt unsere besondere Sorge. Dies ändert aber nichts an der grundlegenden Linie, dass die Hilfe der Kirche allen Menschen gilt.

Die Menschen, die derzeit zu uns kommen, wünschen sich für ihre Heimat Frieden und Gerechtigkeit und dass sie bald wieder dorthin zurückkehren können. Für die Krisenregionen im Mittleren Osten und in Afrika zeichnen sich aber keine schnellen Lösungen ab. Deshalb werden viele Flüchtlinge längerfristig in Deutschland bleiben. Und deshalb ist das Thema Integration von zentraler Bedeutung. Der Zustrom wird unsere Gesellschaft verändern. Menschen aus anderen Regionen und Kulturen bringen ihre kulturelle und religiöse Prägung mit, denn man kann diese nicht einfach ablegen wie man ein Kleidungsstück ablegt. In einer offenen Gesellschaft ist das Zusammenleben zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller, religiöser und weltanschaulicher Prägung möglich. Wichtig ist dabei, dass wir als Christen unsere eigene Prägung nicht verleugnen. Im Gegenteil: Die Veränderungen werden uns herausfordern, uns unserer christlichen Identität neu zu vergewissern.

Nur wer einen klaren eigenen Standpunkt hat und diesen selbstbewusst vertritt, kann anderen mit Respekt und Toleranz begegnen. Er braucht auch keine Angst haben vor „Überfremdung“. In einem katholischen Kindergarten wird deshalb weiterhin das Kreuz als christliches Erkennungszeichen hängen, auch wenn in dieser Einrichtung muslimische Kinder aufgenommen werden. Ich erwarte auch bei uns eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Wurzeln unserer christlich geprägten Gesellschaft. Wir müssen wieder deutlicher in die öffentliche Debatte einbringen, wie sehr unsere Kultur vom Geist des Christentums geprägt ist

und welche Risiken wir eingehen, wenn sich das Wissen darum immer mehr verflüchtigt. Davon habe ich vorher bereits gesprochen.

#### IV.

Als Caritas beteiligen wir uns aktiv an Integrationsmaßnahmen. Wir leisten unseren Beitrag zum Erwerb von sprachlicher und beruflicher Qualifikation. Wir eröffnen aber auch den Zugang zum Verständnis der Grundwerte, die für unsere Gesellschaft kennzeichnend sind. Die Caritas kommt dabei ihrem dreifachen Aufgabenspektrum nach: Sie will durch Beteiligung an der gesellschaftlichen Debatte Anwalt für die Schwachen sein, inmitten zunehmend aggressiver öffentlicher Diskussionen Solidarität – auch zwischen Flüchtlingen und Einheimischen – stiften und ganz konkrete soziale Hilfeleistung anbieten.

Dazu darf ich nun einige Felder unseres Handelns als Caritas konkret benennen. Den Schwerpunkt der Arbeit der Caritas mit Asylsuchenden bildet die Asylsozialberatung. Derzeit sind rund 350 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas in Bayern in diesem Bereich tätig. Sie verfügen in der Regel über die berufliche Qualifikation eines Sozialpädagogen oder einer Sozialpädagogin.

Ihre Aufgabe ist die Beratung und Unterstützung der Flüchtlinge in der Bewältigung der für diese völlig neuen und ungewohnten Situation. Sie geben Grundinformationen und Orientierungshilfen zum Leben in der Gesellschaft des Aufnahmelandes.

Darüber hinaus informieren und beraten sie über die Rechte und Pflichten

im Ausländer- und Sozialrecht und insbesondere im Asylverfahren. Das bedeutet ganz konkret: Sie geben Informationen über das Verwaltungsverfahren, erläutern Bescheide, unterstützen bei Anträgen oder bei der Besorgung notwendiger Unterlagen. Die Asylsozialberater arbeiten dabei zwar mit den verschiedenen Behörden zusammen, sind aber nicht deren Ausführungsorgane. Die Behörden haben ihnen gegenüber keine Weisungsbefugnis. Diese Unabhängigkeit ist ein zentrales Kennzeichen der Beratung. Sie schafft Vertrauen zwischen Ratsuchenden und Beratern.

Unsere Asylsozialberater sind wichtige Ansprechpartner in all der Vielfalt der Fragen, die mit Flucht- und Migrationsituationen zu tun haben: Ängste und Belastungen, Konflikte innerhalb der Flüchtlingsgruppen, persönliche Krisen, psychische Belastungen, Sorgen um die Angehörigen in der Heimat, Sorge um die Zukunft im Aufnahmeland, Hilfemöglichkeiten bei traumatischen Erlebnissen, richtiger Umgang mit Krankheit und Behinderung und vieles andere mehr. Asylsozialberater begleiten die Asylsuchenden in der für diese oft entscheidende Frage: Habe ich eine Chance, hier bleiben zu können, zumindest auf Zeit? Was passiert, wenn ich wieder zurück in meine Heimat muss?

Asylsozialberater sind also Ansprechpartner für alle Fragen, die die Flüchtlinge bedrängen, sie sind Vermittler zwischen diesen und den Behörden, sie sind oft auch Anwälte ihrer Rechte und Ansprüche und sie sind Vertrauenspersonen. Insofern kann man die Aufgabe der Asylsozialberatung mit den Begriffen Vermittlung, Anwaltschaft und

Vertrauen am besten umschreiben. Die Asylsozialberatung ist keine gesetzliche Pflichtleistung. Aber sie wird in Politik, Gesellschaft und Behörden als wichtig und unverzichtbar erachtet. Das Land Bayern fördert deshalb diesen Dienst durch die Übernahme von etwa zwei Drittel der Personalkosten. Viele Kommunen leisten einen zusätzlichen finanziellen Beitrag. Trotzdem verbleibt noch eine immense Summe, die Kirche und Caritas für diese soziale Tätigkeit aufbringen.

Wichtig ist die Verknüpfung der professionellen Sozialarbeit der Caritas mit dem ehrenamtlichen Engagement in den Pfarrgemeinden. Einzelne Gläubige wie auch kirchliche Gruppen und Vereine unterstützen Flüchtlinge. Sie pflegen Kontakte, geben Orientierungshilfen, übernehmen Patenschaften, unterstützen bei der Wohnungssuche oder beim Erwerb der Sprache, laden zu gemeinsamen Festen. Das freiwillige Engagement in der Kirche und in der Gesellschaft insgesamt ist nach wie vor ungebrochen hoch, trotz mancherorts zunehmender Fremdenfeindlichkeit. Die meisten lassen sich dadurch nicht entmutigen.

Neben vielen anderen Aspekten wie zum Beispiel schulische und berufliche Bildung oder Einstieg in das Arbeitsleben ist für mich die Betreuung von Kindern von zentraler Bedeutung. Die Aufnahme von Flüchtlingskindern in unsere Kindergärten war von Anfang an ein Schwerpunkt der Caritas in Bayern. Wir haben dieses Thema als erste in die politische Diskussion eingespeist. An vielen kirchlichen Kindergärten kann man folgendes einfache Schema vorfinden: Asylsuchende Eltern bringen ihr Kind am Morgen in den Kindergarten. Anschließend nehmen sie an einem ehrenamtlich organisierten Sprachkurs teil und holen die Kinder anschließend wieder ab. Diese Form erfordert für das Kindergartenpersonal spezielle Schulungen in interkultureller Kompetenz. Sie benötigen viel Hintergrundwissen über die kulturelle Situation der Herkunftsländer, ohne dabei die eigene, christlich geprägte Kultur zu nivellieren. Unsere Forderungen an die Politik, für diese zusätzlichen Aufgaben eine entsprechende finanzielle Ausstattung zu ermöglichen, war lange Zeit nicht, zuletzt jedoch in einem zumindest geringen Umfang erfolgreich.

Noch ein weiteres Feld darf ich an dieser Stelle nennen. Es betrifft die unbegleiteten Minderjährigen. Derzeit werden in Bayern circa 15.000 Kinder und Jugendliche, die ohne Begleitung durch Erwachsene gekommen sind, nach dem deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz betreut. Die tatsächliche Zahl liegt höher, weil darin nicht diejenigen erfasst sind, die in Notunterkünften, Gemeinschaftsunterkünften oder bei Verwandten leben.

Die Caritas betreut mit ihren Fachverbänden und Orden derzeit knapp 3.000 Kinder und Jugendliche in heilpädagogischen oder sozialpädagogischen Wohngruppen, im Betreuten Wohnen, in anderen Wohnformen oder durch ambulante Unterstützung. Der Bedarf an Betreuung ist sehr unterschiedlich und deshalb individuell zugeschnitten. Es geht darum, Erlebtes zu verarbeiten, Schwierigkeiten bis hin zu Traumatisierung zu bewältigen und Schritt für Schritt Perspektiven für die Zukunft aufzubauen. Bei Gesprächen und Besuchen wird mir immer wieder bestätigt, dass der weitaus größte Teil sehr motiviert ist, die deutsche Sprache zu erlernen, um möglichst schnell eine Ausbildung machen zu können. Diese Lernbereitschaft wirkt sich oft sogar sehr positiv auf deutsche Jugendliche aus schwierigen sozialen Verhältnissen aus, mit denen sie in den Einrichtungen zusammen sind.

Die professionelle Betreuung dieser



*Mit temperamentvollen Redebeiträgen mischte sich Metropolit Ignatios mehrmals in die Diskussion ein.*

Kinder und Jugendlichen schafft eine wichtige Voraussetzung für die Integration in das berufliche Leben. Dies wird auch durch die Arbeitsagenturen bestätigt. Sehr erfolgversprechend sind spezielle Integrationsprojekte. Ein Beispiel sind die Integrationspatenschaften des kirchlichen Don Bosco Jugendwerkes in Bamberg. Inzwischen haben sich 40 ehrenamtliche Paten zur Verfügung gestellt, die Kinder und Jugendlichen mit den Werten und alltäglichen Gepflogenheiten der deutschen Kultur vertraut machen.

#### V.

Über unsere Auslandsabteilung beim Deutschen Caritasverband und unser internationales Caritasnetzwerk arbeiten wir sodann auch mit der Caritas hier in Griechenland zusammen. Im Norden Griechenlands sind wir in zwei Flüchtlingscamps beteiligt an der Versorgung von Flüchtlingen mit frischen Nahrungsmitteln ergänzend zu den Maßnahmen der Behörden sowie der Bereitstellung von mobilen Toiletten, Kleidern und Hygieneartikeln. Wir unterstützen ein „social service center“ in Athen mit verschiedenen Dienstleistungen wie Beratung, Kinderbetreuung oder außerschulischen Unterricht.

Derzeit bemühe ich mich persönlich darum, eine syrische Familie nach München zu holen, denn die jüngste Tochter braucht aufgrund schwerer Verbrennungen nach einem Bombenangriff eine plastische Operation. Eine Wohnung habe ich gefunden, und eine Ärztin der Caritas steht bereit. Die Familie wird derzeit von der griechischen Caritas auf der Insel Lesbos betreut. Für die weitere Betreuung stehen dann Caritas und Diakonie in Deutschland zur Verfügung. Ich bin selber immer wieder beeindruckt, wie selbstverständlich gerade im Bereich der Kirche grenzüberschreitend solidarisch gehandelt wird. Diese Beispiele sollten einen kleinen Einblick in das vielfältige

Engagement der Kirche und ihrer Caritas in Bayern geben.

Die Medien berichten bekanntlich überwiegend von spektakulären Ereignissen. Das gilt im positiven wie im negativen Sinn. Als vor gut einem Jahr, im September 2015, viele tausende Flüchtlinge am Münchner Hauptbahnhof ankamen, wurde eine geradezu überwältigende Willkommenskultur zur wichtigsten Nachricht. Und das zu Recht. Möglich war dies nur, weil sich spontan unzählige Freiwillige einfanden, um die ersten notwendigen Versorgungszu organisieren.

Berichtet wird auch – und wieder zu Recht – von Anschlägen und im Gegen-

zug von Fremdenfeindlichkeit und Angst. Aber das ist nur die spektakuläre Außenseite der Wahrheit. Es gibt noch eine andere im Hintergrund, und diese ist das Betätigungsfeld der Caritas. Die Arbeit der Caritas fängt an, wenn die Kameras abschalten. Sie geschieht überwiegend „hinter den Kulissen“. Sie ist nicht spektakulär. Sie geschieht beharrlich, unaufgeregert und kompetent. Sie ist nicht abhängig von momentanen politischen oder gesellschaftlichen Stimmungen. Sie geschieht, weil sie unserem Bild vom Menschen und unserer Verantwortung als „Kirche in der Welt von heute“ entspricht. □



*Die antike „Rotonda“ des Galerius in Thessaloniki stammt aus dem Jahr 306 und gilt als eine der ältesten Kirchen der Christenheit.*

# Die Flüchtlingskrise und ihre Herausforderungen für die Kirchen und die Gesellschaften Europas

Meletis Meletiadis

Für lange Zeit kamen die Flüchtlinge zuerst in Griechenland an und gingen danach über Idomeni und die Balkan-Route weiter Richtung Nordeuropa. Denn sie hielten es für das Gelobte Land. Seit August 2015 haben die europäischen Staaten allerdings verstanden, dass sie vor einem einzigartigen Phänomen stehen: Hunderttausende Flüchtlinge, besonders aus Ländern wie Iran, Afghanistan, Irak und Syrien, wählten Europa als ihre Endstation.

Starke Bilder haben die Sympathie unserer Völker hervorgerufen: überladene Schiffe, die orangenen Schwimmwesten, die Toten, die das Meer anspült, wie den kleine Aylan, die in Idomeni wegen der von der Republik Mazedonien errichteten Mauer nicht weiter gekommenen Flüchtlinge, Menschen, die von Kälte, Regen, Hunger, Krankheiten und Enttäuschung geplagt werden.

Gleichzeitig hat dieses Phänomen dennoch Angst erweckt. Mit Ausnahme von Deutschland und Schweden hatte und hat Europa immer noch Schwierigkeiten, diese Menschen aufzunehmen. Vielmehr wächst allmählich eine feindliche Rhetorik gegen diese Menschen, begleitet von einem Anstieg xenophober und rassistischer Ansichten. Zweifelsohne hat die Anwesenheit all dieser Menschen, denen die Kultur und die Ideale Europas fremd sind, eine Krise im „Alten Kontinent“ hervorgerufen. Unsere Politiker haben es schwer, Lösungen zu finden, die von allen akzeptiert werden können. Einige von ihnen nutzen diese Situation sogar aus, um Anhänger zu gewinnen, indem sie populistische und rassistische Ansichten vertreten.

Das aber, was von der Welt als Krise wahrgenommen wird und Angst und Unruhe verursacht, sollte von der Kirche und den Christen als Chance gesehen werden. Die Kirche Jesu Christi ist das Königreich Gottes in der Welt. Ihre Bedingungen sind ganz anders als diejenigen der Welt – vielmehr sind sie genau deren Gegenteil – und werden vom Evangelium her bestimmt.

Unsere Reaktion auf alle diese Mengen von leidenden Menschen wird weder unserem Urteil und unserer Wahl noch unserer philosophischen und literarischen Ideen und Diskussionen überlassen. Sie ist vom Wort Gottes selbst bestimmt, und wir sind gerufen, ihm zu gehorchen. Wenn wir es anders machen, verurteilt uns das Evangelium. Die Kirche soll und muss das Flüchtlingsthema annehmen als:

## I. Eine Chance zur Anbetung Gottes

Die erste Frage Gottes an Adam, der jetzt ein Sünder und beim täglichen Treffen mit Gott nicht präsent ist, sondern verborgen bleibt, lautete: „Wo bist Du?“ (Gen 3,9). Die zweite aber, die Frage Gottes an den Menschen, der sich Gott anbetend annähern möchte, hieß: „Wo ist Abel, dein Bruder?“ (Gen 4,9). Kain meint, dass er Gott erreichen und anbeten kann, während der Nächste fehlt. Gott lehnt aber eine solche Anbetung ab, denn es gibt in der Heiligen Schrift keine private Gottesanbetung. Die Anbetung, die sich Gott wünscht und möchte, ist öffentlich und hat sogar eine triadische Struktur: der Gläubige in harmonischer

und heilender Beziehung mit dem Nächsten vor Gott.

Alle Gesetzesvorschriften im Alten Testament werden davon geprägt, wie etwa das Sabbat-Gebot: „Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du und dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin und dein Vieh, ein Fremder in deinen Toren“ (Ex 20,8-10). Der gläubige Jude konnte sich nicht allein mit seiner Familie Gott annähern. Das Privileg der Sabbat-Ruhe und Gottesanbetung sollte auch dem Fremden verliehen werden, der in den jüdischen Städten Gastfreundschaft genoss.

Vielleicht gehört das Fasten zu den privatesten gottesdienstlichen Übungen, die wir haben. Trotzdem ist sie für Gott inakzeptabel, wenn sie nicht von Sorge, Gerechtigkeit und Liebe für den sich im Unglück befindlichen Nächsten begleitet wird. Gott sagt: „Seht, ihr fastet und es gibt Streit und Zank und ihr schlagt zu mit roher Gewalt. So wie ihr jetzt fastet, verschafft ihr eurer Stimme droben kein Gehör ... Ist nicht das ein Fasten, wie ich es wünsche: die Fesseln des Unrechts zu lösen, die Stricke des Jochs zu entfernen, Unterdrückte freizulassen, jedes Joch zu zerbrechen? Bedeutet es nicht, dem Hungrigen dein Brot zu brechen, obdachlose Arme ins Haus aufzunehmen, wenn du einen Nackten siehst, ihn zu bekleiden und dich deiner Verwandtschaft nicht zu entziehen? ... Wenn du Unterjochung aus deiner Mitte entfernst, auf keinen mit dem

Finger zeigst und niemandem übel nachredest, den Hungrigen stärkst und den Gebeugten satt machst, dann geht im Dunkel dein Licht auf und deine Finsternis wird hell wie der Mittag“ (Jes 58,4-10)

## II. Eine Chance, den Nächsten kennen zu lernen

Wir unterscheiden uns nicht so sehr von den Juden zur Zeit Jesu. Für sie wie für uns alle gehörten zu den Nächsten diejenigen, die derselben Nation angehörten, dieselbe Sprache sprachen und dieselbe Religion hatten. Christus schaffte dies spaltende Wahrnehmung des Nächsten ab und bestimmt ihn neu, er fordert unsere nationalistischen und religiösen Grenzen heraus. Christus gibt sogar keinem von uns das Recht, unsere Nächsten zu bestimmen. Wir wären nicht in der Lage, das Triptychon derselben Nation, Sprache und Religion zu überwinden. Eben mitten in diesem Triptychon neigen wir dazu, selber die Person zu wählen, die wir für unseren Nächsten halten.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter steht im Neuen Testament, um unsere rassistischen Neigungen und Entgleisungen zu kritisieren. Es erinnert uns daran, dass der Nächste die Person ist, die Gott auf unseren Weg stellt, nicht jemand, den wir auswählen. Vielleicht ist dieser Jemand aus einer anderen Nation, spricht eine andere Sprache, glaubt an eine andere Religion. Wir werden dazu gerufen, ihm gegenüber als seine Nächsten dazustehen, denn das ganze Gleichnis dreht sich um die Frage Jesu „Wer von diesen dreien meinst du, ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde?“ (Lk 10,36) Und wenn der Gesetzeslehrer antwortet: „Der barmherzig an ihn gehandelt hat“, zeigt Jesus den Weg, auf dem auch dieser gehen sollte: „Dann gehe und handle du genauso!“ (Lk 10,37).

Daher heißt die Frage für uns, die Christen Europas, nicht nur: Wer ist der Nächste? Es geht vielmehr um die Frage ob ich, als Christ, Angehöriger des neuen Königreiches, mich selber als der Nächste verhalte und dem Gebot Christi

gehorsche: „Dann gehe und handle du genauso!“

## III. Eine Chance, das Gleichnis vom richtenden Menschensohn zu erfüllen

Die Anwesenheit der Flüchtlinge bietet der Kirche die goldene Chance, das zu realisieren, was sie über die menschliche Person glaubt und verkündet. Jeder von allen diesen Menschen, unabhängig von seinem Geschlecht oder Alter, trägt den Stempel Gottes als dessen besonderes Geschöpf.

Im Gegensatz zu allen anderen Gleichnissen ist dasjenige vom Gericht des Menschensohnes eine Geschichte, die aus der Zukunft kommt. Sie ist die Zukunft. In diesem Gleichnis identifiziert sich Christus mit dem Geringsten der Gesellschaft, nämlich mit dem Hungrigen, Durstigen, Fremden, Nackten, Kranken und Gefangenen. Die Flüchtlinge verkörpern die Geringsten unserer Gesellschaft heute. Sie sind die Hungrigen, Durstigen, Fremden, Nackten, Kranken und – in einem bestimmten Sinn – die Gefangenen.

Sie sind die Geringsten, die fast niemand will im eigenen Land, in seiner Stadt, in der Schule seiner Kinder, im eigenen Wohnhaus. Wir tolerieren sie in abseitigen Lagern, unter miserablen Bedingungen, in Industriegebieten. Hauptsache, sie bleiben fern von uns, fern von unseren Kindern, unseren Geschäften. Wir möchten sie nicht sehen: Sie stören die Ästhetik unseres Wohnortes. Um unser Bewusstsein zu beruhigen, machen wir irgendetwas Caritatives und wollen, dass dies auch von den Medien aufgenommen wird, um zu zeigen, dass wir liebevolle Aktivisten sind.

Man fragt sich: Wie christlich ist denn so ein Verhalten? Wir beruhigen uns, indem wir glauben, dass wir im Gotteshaus Gott begegnen. Jesus aber kehrt alle unsere Annahmen um, indem er uns sagt, wo wir ihm begegnen: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder (nicht) getan habt, das habt ihr mir (nicht) getan“ (Mt 25,40).

Nach der Berufung des Zöllners Matthäus sitzt Christus in dessen Haus und isst mit den Zöllnern und den Sündern,



Zum Thema Flüchtlinge sprachen der bayerische Landescaritas-Direktor Prälat Bernhard Piendl (links) und Pfarrer Meletis Meletiadis (rechts), der

Moderator der evangelischen Kirche Griechenlands. Die Gesprächsleitung hatte der Münchner Akademiedirektor Florian Schuller (Mitte).



Foto: dpa/Nicolas Economou

*Die Lage von Flüchtlingen in Griechenland ist sehr schwierig. Im Winter (unser Foto aus diesem Januar) mussten sie in leichten Zelten leben, bis die griechische Regierung Unterkünfte in Hotels fand.*

den Geringsten jener Gesellschaft. Empört reagieren die Christen“ der damaligen Zeit und richten den Jüngern Jesu folgende Frage aus: „Wie kann euer Meister zusammen mit Zöllnern und Sündern essen?“ (Mt 9,11). Darauf antwortet der Herr mit Worten des Propheten Hosea: „Geht und lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!“ (Mt 9,13).

#### IV. Eine Chance, die Liebe Jesu Christi zu inkarnieren

In der Kirche sprechen wir von der Fleisch- oder Menschwerdung Gottes. Dies darf aber nicht nur ein Thema zur philosophisch-theologischen Beschäftigung bleiben. Es geht vielmehr um den Rahmen, in dem wir als Christen und Kirche unser Leben in der Welt wahrnehmen. Wir sind dazu gerufen, die Liebe Christi zu inkarnieren und der Welt zu zeigen, was Christus bedeutet.

Das ganze irdische Leben des Herrn war eine inkarnierte, dienende Liebe. Seine Worte in Mk 10,45 markieren sein ganzes Leben: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ Der Apostel Paulus ruft uns auf, eine Gesinnung wie Christus zu haben, wie diejenigen (Phil 2,5-11), zu denen der Apostel Petrus sagt, dass Christus ihnen „Beispiel gegeben (hat), damit ihr seinen Spuren folgt“ (1 Petr 2,21). Die Frage also, die uns allen gestellt wird, wenn wir behaupten, dass wir Christen sind, lautet: „Was würde Christus mit den Flüchtlingen tun?“

Teresa von Ávila sagte: „Christus hat keinen anderen Körper als deinen. Er hat keine Hände und Füße auf der Erde

außer deinen. Durch deine Augen sieht er die Welt barmherzig. Mit deinen Beinen streift er herum, um das Gute zu tun. Mit deinen Händen segnet er die Welt. Mit deinen Beinen, Händen, Augen. Du bist sein Körper. Er hat keinen irdischen Körper außer deinem“.

#### V. Eine Chance, ein prophetisches Wort zu sprechen

Beim ersten öffentlichen Auftritt Jesu in der Synagoge von Nazareth wurde ihm das Buch Jesaja gegeben, damit er daraus vorliest. Er hat die Worte vorgelesen, die auf ihn bezogen waren und die Natur seiner irdischen Präsenz offenbaren: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4,18-19).

Dies war die Mission des Herrn, und er ruft uns dazu auf, dass wir das Gleiche tun: dass wir uns nicht mit den Mächtigen dieser Welt identifizieren, sondern mit den Schwachen, den Sprachlosen, deren hoffnungsloses Jammern die Ohren derjenigen nicht erreicht, die meinen, dass sie die Schicksale der Welt in ihren Händen haben. Wenn die Kirche nicht spricht, wer wird dann für diese Menschen sprechen? „Öffne deinen Mund für die Stummen, für das Recht aller Schwachen! Öffne deinen Mund, richte gerecht, verschaffe dem Bedürftigen und Armen Recht!“ (Spr 31,8-9)

Heute ist es mehr denn je nötig, dass die Stimme der Kirche in den Häusern

derer gehört wird, die unsere Welt in die Hölle des Krieges schicken. Als Christen tragen wir die Verantwortung, aber wir haben auch die Chance, das Recht der Verfolgten und Unglücklichen zu verteidigen. Die schreiende Agonie dieser Menschen sollen wir an die Orte tragen, wo es nicht gehört wird.

Wenn wir an ihrer Stelle wären, würden wir uns wünschen, dass jemand für uns spricht. Dass jemand eine, wenn Sie so wollen, priesterlich-vermittelnde Rolle spielt. Als Kirche und als Christen sollen wir die Propheten“ dieser Menschen in den Zentren der Macht werden und die „Goldene Regel“ des Herrn anwenden: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12).

#### VI. Eine Chance für ein gemeinsames Zeugnis der Kirche

Die Flüchtlingsfrage ist kein dogmatisches Problem. Es ist nicht das Problem der orthodoxen oder der katholischen oder evangelischen Christen. Es ist ein Problem für uns alle, aber auch eine gemeinsame Herausforderung und Chance. Die Entscheidung des Papstes, des Ökumenischen Patriarchen und des Erzbischofs von Athen, sich im April 2016 auf Lesbos zu treffen, war ein gewichtiges Signal, und als evangelische Christen befürworten wir sie. Sie reicht allerdings nicht. Niemand von uns kann eine Herausforderung solcher Größe allein schultern. Eine gemeinsame Bemühung ist notwendig.

Seien wir aber ehrlich: Trotz einiger Ausnahmen handeln wir unabhängig voneinander und autonom, obwohl wir unsere Kräfte auch aus missionarischen

Gründe hätten vereinigen können: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Und dies führt mich zu meinem letzten Punkt,

#### VII. Eine Chance für die christliche Mission

Ich weiß: Diese Aussage ist in unseren Tagen nicht „politisch korrekt“. Es ist trotzdem unmöglich, wenn wir dem Evangelium treu sein wollen, die missionarische Perspektive abzulehnen, denn wir werden dazu als Jünger Jesu Christi gerufen. Das bedeutet nicht, dass wir Druck ausüben dürfen oder dass wir das Recht haben, die Not dieser Menschen auszunutzen, um Proselytismus zu treiben. So etwas ist unmoralisch.

Andererseits dürfen wir uns aber für unseren Glauben nicht schämen; wir dürfen keine Angst davor haben, ein Bekenntnis unseres Glaubens abzulegen. Die opferbereite Liebe, die wir aufgerufen sind, diesen Menschen gegenüber zu zeigen, genügt, um in ihnen diejenigen Reize und Fragen entstehen zu lassen, damit sie selber nach dem Grund dafür suchen, warum wir anders sind.

Christus ruft und versichert uns: „Ihr seid das Licht der Welt ... So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Taten sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 7,14-16). Da Gott diese Menschen bis vor unsere Haustür gebracht hat, bietet sich uns eine goldene Chance, ihnen zu zeigen, was Christus und die Christen sind. Vielleicht werden sie nach dem Grund suchen, warum wir anders sind! □

(Übersetzung: Georgios Vlantis)

# Griechen und Deutsche: Bemerkungen zu einer schwierigen Beziehung

Kostas Koutsourelis

## I.

Wenn von Stereotypen die Rede ist, verwenden wir das Wort gewöhnlich ausschließlich in negativer Bedeutung. Als Stereotyp gilt also dasjenige Wort, das schwach, undifferenziert, „mechanisch“ ist. Deswegen neigt es zu Vorurteilen und Parteilichkeit. Dagegen beansprucht jeder, der gegen Stereotype spricht, ein besonderes Lob, weil er angeblich inhaltsreich redet, über eine feine Sensibilität verfügt und eine par excellence kritische Haltung vertritt.

Meiner Meinung nach ist eine solche Annäherung selbst Stereotyp und tut dem Wesen der Sache Unrecht. Und dies geschieht nicht nur weil auch die Vorurteile selber legitim sein können, insofern sie ihr Ansehen aus den Ansichten einer Autorität oder der gesammelten Erfahrung der Tradition schöpfen. Es gibt noch einen anderen, häufig vergessenen Grund. Wie jedes Werturteil verrät auch die Stereotype Bewertung nicht nur über den Bewerteten viel, sondern auch über den Bewertenden. Es zeigt uns nicht nur, wie dieser alles versteht, was er zu beurteilen hat, sondern auch, wie er sich selbst wahrnimmt und vorstellt. Hinter dem Stereotypen Bild des Anderen versteckt sich immer ein Stereotypes Bild des Selbst: Das Stereotype Verständnis des Anderen setzt notwendig ein genauso Stereotypes Selbstverständnis voraus. Wegen Gründen, die uns allen bekannt sind, sind die Fragen rund um das Selbstverständnis – mit anderen Worten, die Identitätsfragen – äußerst sensibel. Unser Unternehmen, die Stereotypen zu bekämpfen, gemäß denen wir die Anderen beurteilen, ist viel feiner und riskanter, als es auf den ersten Blick scheint.

Ja, so ein Unternehmen ist auch sehr riskant. Wenn wir ehrlich sein wollen, dann scheint das Stereotypenreiche Wort gesellschaftlich unüberwindbar. Es verfügt über viele Vorteile: Es ist von vornherein verfügbar, kann jederzeit zurückgerufen werden und ist auch fast überall anwendbar. Es ist schon erprobt und vertraut; es richtet sich an Menschen, die es gerne hören; es muss seine Anhänger nicht jedes Mal von Neuem gewinnen. Es ist vor allem schnell. Häufig unterschätzen wir die Bedeutung der Geschwindigkeit, weil wir einen Mangel an unmittelbarer praktischer Erfahrung haben oder die Möglichkeiten des kritischen Denkens überschätzen. Im rasanten Tempo der späten Neuzeit gilt allerdings oft die Schnelligkeit einer Entscheidung als ihre höchste Tugend. Wenn wir mit dramatischen Ereignissen zu tun haben, die sich während einer einzigen Börsensitzung oder eines Terrorangriffes abspielen, ist oft der Inhalt einer Entscheidung zweitrangig. Das, was hier vor allem zählt, ist die Reaktion selber – nicht so sehr die Entscheidung, sondern die Entschiedenheit. In solchen Fällen werden die langfristigen Konsequenzen der Entscheidung an sich dem Urteil der Zukunft überlassen; auf der Waage der Gegenwart hat jene Symbolik Gewicht, die die Ankündigung einer Entscheidung ausstrahlt. Die Menschen der Tat wissen es gut: Politiker, Militärs, Verantwortliche in Wirtschaft und Presse: Wenn der kritische Moment kommt, dann ist es wichtiger zu wissen, was du willst, nicht was du tust. Die übertriebene Vertiefung desorientiert die Vitalität des Willens, manchmal betäubt sie sie.

Sogar ein „homme des lettres“ wie Rainer Maria Rilke, wusste es: „Aber Lebendige machen alle den Fehler, dass

sie zu stark unterscheiden“, so in der Ersten Elegie. Aber wenn wir auch das kühle Verhältnis von Kosten und Nutzen unter die Lupe nehmen, ist klar, dass eine falsche, leichtlebige Entscheidung manchmal korrigiert wird, dass der durch sie entstandene Schaden repariert wird. Das Versäumnis einer wichtigen Entscheidung aber, auch wenn die Gründe dieses Versäumnisses wichtig sind, könnte sich als nicht wieder gutzumachen erweisen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

In solchen Momenten, die immer häufiger und dichter werden, je dichter die technische Vernetzung des Planeten wird, erweist sich die sokratische Tugend des Hinterfragens, des permanenten Zweifels, oft als ein Nachteil. Die Stereotype sind ein natürlicher – man könnte sagen: instinktiver – Denkschutz, manchmal der einzige, über den wir verfügen, gegenüber einer Welt, die immer komplizierter und intransparenter wird.

## II.

Wenn wir also von Stereotypen reden, und sogar von konkreten Stereotypen, wie denen, die sich auf die griechisch-deutschen Verhältnisse beziehen, dann müssen wir zweimal vorsichtig sein. Nicht alle sind wegzuworfen; sie beinhalten oft nützliche und wesentliche Informationen. Nicht alle sind zu beseitigen; über ihre Inhalte hinaus spielen sie eine kritische Rolle, als Orientierungszeiger in der Politik und anderswo.

Schauen wir uns nun aber die Frage näher an, die uns beschäftigt. Welche Schlussfolgerungen haben wir denn gezogen, was haben wir alles festgestellt, seit 2010 bis heute, in den Jahren der großen und bis jetzt nicht entspannten Krise Europas? Eine erste und allen klare Schlussfolgerung ist, dass sich das Bild der Deutschen in den Augen des Durchschnittsgriechen radikal geändert hat. Vor allem das Bild der deutschen Politik. Es herrschte früher eine pauschale Sympathie oder Anerkennung, manchmal sogar ehrliche Bewunderung für die Errungenschaften Deutschlands in der Nachkriegszeit und besonders nach der Wiedervereinigung. An deren Stelle sind aber sehr schnell die Zurückhaltung und

der Argwohn getreten. In breiten Teilen der Bevölkerung äußern sie sich als offene Gegnerschaft oder gar Feindschaft. Bittere geschichtliche Erinnerungen wurden hochgeholt, Reflexe, die wir für träge hielten, wurden wieder in Bewegung gesetzt. Ein aggressiver Antigermanismus, verbreitet im ganzen politischen Spektrum und in der ganzen Gesellschaft und mit der Fahne des uns angeblich bedrohenden Vierten Reiches als Schreckensgespenst in der Hand, hat rasant die nüchternen Urteile beseitigt.

Bis zu einem bestimmten Grad, vielleicht in geringerem Maße, hat sich auch das Bild Griechenlands und seiner Einwohner in den Augen des Durchschnittsdeutschen verschlechtert. Abwertende Aussagen und Taten fand man auch hier, realisiert oder geschürt von politischen Organisationen und Personen, die bereit waren, das Missfallen von großen Teilen der Bevölkerung auszunutzen. Auch in Deutschland sah man das Auftauchen uralter Stereotypen, die in scharfen Trennlinien herauskristallisiert wurden: Norden-Süden, Zikaden-Ameisen, Mittelmeer-Mitteuropa und so weiter.

Von ihrem leicht zu disziplinierenden Selbst ausgehend, überschätzen die Deutschen die Möglichkeiten der Politik und der Propaganda, die öffentliche Meinung eines Landes dorthin zu steuern, wohin diese beiden möchten. Im Fall Griechenlands wäre es allerdings ein Fehler zu denken, dass unser aktueller Antigermanismus ausschließlich das Geschöpf einiger ideologischer Mechanismen oder das Produkt einer Propaganda von oben oder von außen ist, die aus Eigeninteressen von konkreten politischen Mächten und der Presse angestiftet wird. Im Gegensatz zu den Ländern des europäischen Nordens und wegen geschichtlicher Gründe, die ich jetzt nicht erläutern kann, sind die Mechanismen des kollektiven „Katechismus“ in Griechenland vergleichsweise schwächer ausgeprägt.

Der aktuelle griechische Antigermanismus sowie der frühere tiefe Antiamerikanismus, der die ersten Nachkriegsgenerationen gekennzeichnet hat, kommen von unten. Er antwortet auf tiefverwurzelte seelische Bedürfnisse und Unsicherheiten und verdeutlicht stumme, aber bedeutsame und bis heute unüberbrückbare kulturelle Unterschiede. In diesem Sinne, das Fazit meines Beitrags vorwegzunehmen, ist dieser Antigermanismus unverwundbar gegenüber der reinen Vernunft und ihrer Argumente – unserer Argumente.

Ich erläutere das an einem Beispiel. Es geht um ein entscheidendes Wort. Rund um dieses Wort hat sich in all diesen Jahren die Diskussion über die europäische Krise gedreht: χρέος, Schuld. Lassen wir die allen bekannten Ereignisse, den dauernden politischen Streit und die offizielle Haltung der Regierungen beiseite. Wie versteht der Durchschnittsgriechen und wie der Durchschnittsdeutsche den Begriff Schuld?

Ich meine, dass es weder zufällig noch indifferent ist, dass in der deutschen Sprache ein sehr breites Spektrum von Bedeutungen durch denselben Begriff wiedergegeben werden kann: Schuld. Im Strafrecht geht es zum Beispiel um die Zurechnungsfähigkeit des Täters. In religiösen Kontexten bedeutet Schuld Sünde. Die semantische Breite des Wortes ist so groß, dass sie auch das Verbrechen in seiner abscheulichsten Ausdrucksform abdecken kann, diejenige des Mordes: Schuld und Sühne, so wird am häufigsten das Werk Dostojewskijs überschrieben, obwohl Verbrechen und Strafe die präziseste Übersetzung wäre. Auch der Akt der Entschuldigung, das Wort selbst, erinnert uns an jene moralisch-religiöse Herkunft und Kontinuität der Begriffe. Entschuldigung bedeutet wortwörtlich „Befreiung von der Schuld“, „Ent-Schuldigung“. Es geht



Um Vorurteile zwischen Griechen und Deutschen ging es im zweiten thematischen Block: Es diskutierten der griechische Publizist Kostas Koutsourelis (links) und Bernhard Remmers,

Direktor des Münchner ifp, der Journalistenschule der katholischen Kirche in Deutschland (rechts). Moderiert wurde diese Einheit von Akademiedirektor Pantelis Kalaitzidis (Mitte).

also um einen völlig verinnerlichten und jahrhundertalten sprachlichen und gesellschaftlichen Automatismus. Aufgrund dessen ist in den Augen des Durchschnittsdeutschen ein Schuldner gleichzeitig jemand, der eine Straftat begangen hat, sogar ein „Sünder“. Den kann man entschuldigen, insofern er seine Strafe verbüßt, „Reue zeigt“, „ihm verziehen wird“ und er seine Schuld bezahlt. Wer Pleite gegangen ist, ist etwas mehr als ein unzuverlässiger Partner beim Geschäftemachen: Er muss sich auf der Ebene der Moral verantworten, ist gesetzlich strafbar und aus der Gesellschaft auszuschließen.

Im Gegensatz zum Deutschen verfügt der heutige Grieche über keine starken Ausdrücke, um den Selbstvorwurf zu artikulieren. Es scheint sogar, das bereits unser Wortschatz der Rechenschaft Widerstand leistet, dass er sie verhindert. Das uralte Wort ὑβρις (Hybris) setzt nicht – woran uns der Fall von Ödipus erinnert – die subjektive Verantwortung des Täters voraus. Das Verb σφάλλω (einen Irrtum begehen) ist wesentlich verstummt und wurde vom moralisch farblosere Ausdruck κάνω λάθος ersetzt. Λάθος aber, von λανθάνω, bedeutet lediglich die momentane und schuldlose Unterbrechung der Aufmerksamkeit.

Im Griechischen kann man die veränderte Bedeutung des ἡμάρτων (ich habe gesündigt) merken: Ursprünglich bedeutete es die Beichte einer Sünde vor Gott, heute aber wird es allgemein verwendet, um Empörung oder eine Bitte zum Ausdruck zu bringen, wie „Bitte, zeig‘ Erbarmen“, oder „Ich bitte ganz herzlich“. Ἠμάρτων πια! Δεν με λυπάσαι λίγο (Bitte, zeig‘ Erbarmen! Du zeigst mir kein Erbarmen) sagt die Mutter zum Unruhe stiftenden Sohn und verwendet einen Ausdruck, der die Kausalbeziehung der Verantwortung umkehrt. Im Allgemeinen wurden die Verben αμαρτάνω (ich sündige), μετανοώ (ich zeige Reue) και μεταμελούμαι (ich bereue) nie säkularisiert. Sie bleiben in ihren religiösen und heute psychisch inaktiven Kontexten gefangen. Das συγγνώμη! (Verzeihung) und με συγχωρείτε! (Verzeihen Sie), die breit verwendet werden, signalisieren etymologisch nicht die tätige Übernahme der Verantwortung oder der Schuld. Im Gegenteil fordern sie, dass der Andere im Nachhinein unseren Irrtum toleriert (συγχωρεῖν τινί τι), Milde zeigt (συγγνώμη)



*Auch die Teilnehmer diskutierten engagiert mit, so etwa Bernhard Wabnitz, der als römischer ARD-Korrespondent auch für Griechenland zuständig war. Ganz rechts im Bild ist Professor*

*Willibald Folz zu sehen, der inzwischen verstorbene langjährige Vorsitzende des Fördervereins der Katholischen Akademie.*

und auf die Bestrafung verzichtet. Es geht also auch hier nicht um die Übernahme des Gewichts der Verantwortung, sondern um das Anliegen, dass man von dessen Folgen befreit wird.

Entsprechend verhält es sich auch mit dem Wort χρέος (Schuld). Obwohl dessen Gebrauch die Schuld, auch die Verpflichtung bedeutet, wird die Anerkennung einer Schuld nicht untrennbar mit einer verinnerlichten moralischen Annahme assoziiert, von dem Bekenntnis einer Schuld ganz zu schweigen. Während für den Deutschen derjenige, der seine Schulden nicht begleicht, ein

Übertreter nicht nur der weltlichen, sondern auch der moralischen Ordnung ist, ist für den Griechen der Schuldner nicht moralisch zu tadeln. Es mag sein, dass er nur zum Opfer nicht seiner Taten, sondern der Umstände geworden ist. Statt der individualisierten Verantwortung und Rechenschaft stellt die griechische Sprache einen unpersönlichen und eher unkontrollierbaren Faktor in den Mittelpunkt: τύχη (das Schicksal). Mit Hilfe seiner Sprache schreibt der Grieche alle, ausnahmslos alle, Ereignisse seines Lebens dem moralisch indifferenten Schicksal zu. Nicht nur ευτυχία (Glück) oder δυστυχία (Unglück), sondern auch επιτυχία (Erfolg) und αποτυχία (Misserfolg), ατύχημα (Unfall) und συντυχία (Fügung).

Von den Worten, die ein unmittelbares Erlebnis zum Ausdruck bringen, bedeuten nur φταίω, φταιξίμο und φταιχτής ein direktes Bekenntnis zum Irrtum. Sie werden aber bei ernstesten, offiziellen Anlässen nicht verwendet und sie tragen nicht das volle Schuldgewicht der Begriffe, von denen sie abgeleitet werden. Charilaos Trikoupis konnte noch 1874 verklagend fragen „Τίς πταίει;“ Er äußerte sich aber im hohen, tadelnden Stil der Kathareuoussa. Das volkstümliche „Τίς πταίει;“ würde heute fast unbedeutend klingen. Auf der Skala der strafbaren Taten unserer Justiz weisen die Worte πταίσμα, πταισματικός und πταιματοδικείο auf ein leichtes, fast unerhebliches Vergehen.

Ich fasse das bisher Gesagte zusammen: Als die Frage nach der griechischen Staatsschuld in den Mittelpunkt der europäischen Politik geraten ist, ließ sie einige Stereotype auftauchen, die nicht zu denen gehören, die durch die Förderung des Dialogs, die Selbstbeherrschung und den gegenseitigen guten Willen kurz- oder mittelfristig hätten beseitigt werden können. Es ging vielmehr um „Stereotype“ (und hier zeigt sich, dass dieses Wort unzulänglich ist), die in der Sprache, der Geschichte und der Mentalität von Griechen und Deutschen verwurzelt sind. Die

Schuldfrage brachte „Vor-Entscheidungen“, „Vor-Urteile“ ans Licht, die nicht vorläufige Gewohnheiten, sondern kollektive Weltbilder, voneinander abweichende Lebenssichten, inkompatible Mentalitäten, zwei diametral entgegengesetzte kulturelle Haltungen darstellen.

Schauen wir auf die Frage nach der Überschuldung durch Anleihen aus der Perspektive der Deutschen, die die unerschütterliche moralische Verantwortung einer Einzel- oder Kollektivperson für die jeweiligen Ereignisse unterstreicht, dann müssen wir zugeben, dass sich das moralische Bewusstsein im modernen

*Während für den Deutschen derjenige, der seine Schulden nicht begleicht, ein Übertreter nicht nur der weltlichen, sondern auch der moralischen Ordnung ist, ist für den Griechen der Schuldner nicht moralisch zu tadeln.*

Griechenland in einem Zustand von erbärmlicher Unterentwicklung, wenn nicht chronischer Kränklichkeit befindet. Wenn wir aber als Ausgangspunkt die griechische Sichtweise nehmen, die die unbesiegbaren Wendungen des Schicksals und die Ironie der Umstände überbetont, scheint die deutsche Beharrlichkeit auf die Schuld als arroganter Didaktizismus oder sogar als moralistische Heuchelei. In beiden Fällen scheint das Zusammenkommen auf einen gemeinsamen Nenner, wenn auch den kleinsten, unmöglich, weil die Griechen meinen, dass die Deutschen die Dinge zu ernst oder zu leicht nehmen.

Als Beobachter verfügt man freilich über den Luxus, diese zwei Haltungen ruhig zu beurteilen, zu kritisieren und



*Die beiden Simultan-Dolmetscherinnen Mareta Nikolaou (links) und Professorin Anthi Wiedenmayer (rechts) übersetzten bis zur Erschöpfung.*



Die Demetriosbasilika von Thessaloniki gilt als eine der wichtigsten Kirchen der griechischen Orthodoxie. Auch ihr stattete die Münchner Gruppe einen Besuch ab.

auf ihre Vorteile und Übertreibungen hinzuweisen. Jeder aber, der in den Prozess der Verhandlungen mit den Vertretern dieser Haltungen und Ansichten involviert ist, darf sie weder übersehen noch unterschätzen. Es ist überhaupt nicht klug zu glauben, dass sein Gesprächspartner quasi magisch auf seine festen Thesen verzichten wird oder sogar den entscheidenden Schritt in die andere Richtung machen wird. Vor allem, wenn er aus eigener Erfahrung weiß, wie schwierig es für ihn wäre, entsprechend zu handeln, und wie unpopulär er dadurch unter seinen Landsleuten werden würde.

### III.

Wir Griechen ignorieren den Begriff der hohen, abstrakten Pflicht, daher neigen wir dazu, alles aus der Sicht des Persönlichen zu betrachten. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass die Mehrheit der Bevölkerung die Haltung Berlins den

*Andererseits kann jeder verstehen, der sich in der griechischen Mentalität auskennt, wie ungeeignet die Strategie des öffentlichen Tadels Griechenlands von Seiten der deutschen Politiker und Presse ist.*

überschuldeten Länder des Südens gegenüber einer individuellen politischen Wahl der Protagonisten der deutschen politischen Bühne zuschreibt, hauptsächlich Angela Merkel oder Wolfgang Schäuble. Wir verkennen, dass wir es mit festen Merkmalen der deutschen Mentalität zu tun haben und so machen wir das Missverständnis noch schwieriger, indem wir es sogar als Ausdruck eines personenbezogenen Streits interpretieren. Andererseits kann jeder verstehen, der sich in der griechischen Mentalität auskennt, wie ungeeignet die Strategie des öffentlichen Tadels Griechenlands von Seiten der deutschen Politiker und Presse ist. Gemeint ist diese Politik des gehobenen Zeigefingers, die so oft praktiziert wird, auch wenn man dadurch nur auf das Selbstverständliche hinweist. Die Erfahrung zeigt: Möchtest

du den Griechen gegen dich haben? Dann wirf ihm etwas in der Öffentlichkeit vor. Er verfügt weder über eine Kultur der Reue noch über die intellektuelle Flexibilität, die ihm gestatten würde, seinen Fehler zuzugeben, ohne sich zu fühlen, als ob seine Selbsteinschätzung und seine Selbstwahrnehmung in der Welt verletzt werden. Er wird automatisch den Tadel als Kampf-ansage interpretieren.

Im Allgemeinen bitten die Griechen nicht um Entschuldigung, sie geben ihre Fehler nicht öffentlich zu. Vielmehr schätzen sie diejenigen nicht besonders, die es tun, sie loben eine solche Haltung nicht. Die öffentliche Entschuldigung sehen sie nicht als Ausdruck von Konsequenz und Mut, sondern als Zeichen von Schwäche und Kapitulation. Hélène Ahrweiler schreibt: „Sie verschweigen alle abschätzigen Aspekte ihrer Geschichte, sie vergrößern und verschönern die Wohltaten und jeden Erfolg.“ Im Gegensatz zu Deutschland finden in diesem Land die entscheidenden Veränderungen aus den missglückten Entscheidungen der Vergangenheit nicht demonstrativ, nicht laut, sondern verdeckt statt, mit dauerhaften taktischen Windungen oder sogar mit demonstrativen Lügen. Ihre Protagonisten werden geehrt, nicht wenn sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern wenn sie die Gewässer trüben und den Blick des Anderen vom klaren Verständnis dessen ablenken, was sie eigentlich tun.

Um ein aktuelles Beispiel zu erwähnen: Die große Wende Angela Merkels in der Flüchtlingsfrage in den letzten zwölf Monaten, eine Wende fast von 180 Grad, könnte vom griechischen Wähler völlig bejaht werden, auch wenn sie im absoluten Schweigen stattgefunden hätte. Die dramatischen Wendungen des griechischen Ministerpräsidenten sind bekannt – allerdings haben sie ihn im vergangenen September bei den Wahlen überhaupt nicht geschadet. Der Durchschnittsdeutsche begnügt sich dagegen mit der tatsächlichen Wende nicht. Er fordert ein Reuebekenntnis aus dem Mund der Kanzlerin. Je länger dies nicht geschieht oder nicht in der gebotenen Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht wird, desto mehr ärgert er sich über sie.

Die griechische Haltung ist auf eine uralte Kultur zurückzuführen, eine Kultur, die man als Kultur der „Ehre“ oder des „Schams“ bezeichnet, sie ist fast im ganzen Mittelmeerraum tief verwurzelt. Der gegenüber steht die – ebenfalls alte

– nordische Kultur der Reue, die sich auf individuelle Zurechnung und Vermessen der „Schuld“ gründet. Der griechischen Ansicht nach ist die Neigung der Deutschen, nach der Verantwortung jeder einzelnen Person zu suchen und sie ihr dann zuzurechnen, ein Skandal. Die Welt ist nicht in unserer Hand, genau das Gegenteil ist der Fall: Unsere Taten und Ver-säumnisse, egal wie individualisiert, wie persönlich sie sind, können nie völlig auf unseren Willen zurückgeführt werden, sie sind auch Produkte von Kräften, die uns in einer fast depressiven Weise übertreffen. In diesem Sinne können wir nichts anderes, als unter ihrer Last zu leben. Sogar das schwerste, abscheulichste Verbrechen, insofern es die Elementarkräfte widerspiegelt, die die *conditio humana* durchdringen, ist etwas Relatives und, letztendlich, unvermeidbar. Unsere Versuche, es im Nachhinein zu verurteilen oder zu überwinden, um in der Zukunft ähnliches zu vermeiden, sind unpassend.

Für so eine Ansicht, oder, besser gesagt, für so eine Lebenshaltung ist ein Anliegen wie das der Vergangenheitsbewältigung, der Überwindung der Vergangenheit, ihrer Fehler und Sünden, sinnlos. Eine solche Überwindung ist unmöglich, weil dies die Überwindung der menschlichen Natur voraussetzen würde, so wie wir sie kennen. Schon die Hervorhebung des Anliegens stellt eine Hybris dar. Zu meinen, dass du – sei es auch nur potenziell – besser bist als das, was du tatsächlich bist, zu glauben, dass das geschichtliche Bewusstsein dich verbessern kann, dich von den Wendungen

*Alles was geschieht, kann nicht ungeschehen gemacht werden.*

des menschlichen Schicksals ausnehmen kann, zu deinen Gunsten den Schrecken der Vergangenheit aufheben kann, wird als eine Form von Hochmut wahrgenommen. Alles, was geschieht, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Nicht nur weil es schon geschehen ist, in einer schon vollendeten und unumkehrbaren Zeit. Sondern auch, weil es immer geschehen wird, weil es potenziell, als innere Neigung in jeder Zeit, in der Vergangenheit oder in der Zukunft, vorhanden ist.

Das einzige Heil, die letzte Lösung von den Fesseln der Vergangenheit ist schlussendlich weder die Reue noch die Bestrafung, sondern etwas anderes, drastischeres – die *λήθη* (Vergessenheit). Schon die Tradition der Antike will es, dass die Psyche vom Fluss des Vergessens trinkt, um wiedergeboren werden zu können. In diesem Fluss wäscht sich Dante in der Göttlichen Komödie, damit es ihm gestattet wird, ins Paradies zu kommen. Genauso wie in „Funes el Memorioso“ von Borges findet derjenige, der nicht vergisst, keine Vergebung für die Vergangenheit und verliert gleichzeitig die Gegenwart. Er opfert die Rechte der Gegenwart für das sisyphusartige Werk der Veränderung der Vergangenheit.

### IV.

Ich weiß nicht, ob all dies völlig entmutigend für die Zukunft der griechisch-deutschen Verständigung klingt. Hoffentlich nicht. In der Geschichte ziehen sich die Gegensätze an, vielleicht weil das eine dem anderen seine unaussprechlichen Grenzen zuerkennt. Jedenfalls – um die stereotypen Sorgen unserer Zeit beiseite zu lassen – ist der griechisch-deutsche Bund nicht irgendein Glied in der langen Kette des heutigen Europas. Es geht um ein entscheidendes, lebens-

wichtiges Glied für beide Seiten – aber auch für die Kette in ihrer Gesamtheit.

Die Idealisierung der griechischen Antike, ihre Wahrnehmung als absolutes und unübertreffliches Vorbild – „The Tyranny of Greece over Germany“, um das berühmte Werk von Eliza Butler (1935) zu erwähnen – gehört zu den Säulen der deutschen Kultur und ist dadurch noch heute ein konstitutives Element des deutschen Selbstverständnisses. Vergessen wir auch nicht, dass die Wendung von Dionysios Solomos, des Begründers unserer neueren nationalen Literatur, in Richtung der Romantik und des Idealismus vom Historiker Spyridon Zambelios kritisiert wurde. Dieser hat sie als „Apostasie ... zum Germanismus, der anderen Wesens und anderen Typus“ ist“ bezeichnet.

Der „Germanismus“ steckt allerdings nicht nur in den Fundamenten unserer modernen nationalen Literatur, sondern auch in den Fundamenten des neogriechischen Staates, die bekanntlich von bayerischen Bürokraten und Gesetzesgelehrten gelegt wurden. Den „Germanismus“ findet man auch an vielen anderen Höhepunkten unseres nationalen Lebens, von den Werken der Maler der Münchner Schule bis zu jenen jungen Denkern, die später hochrangige Politiker geworden sind, nachdem sie frisch aus Heidelberg zurückgekommen waren und das bedeutsame Archiv für Philosophie und Wissenschaftstheorie gegründet hatten. Der alte Vorwurf von Giorgos Seferis – noch ein bekennender „Anti-Deutscher“ sowohl in der Politik, als auch in der Literatur – scheint seine Gültigkeit noch nicht verloren zu haben: In unseren Schriften und unserem Denken gibt es „viel Schwarzwald“.

In dieser Hinsicht sind der neugriechische Germanismus und Antigermanismus nicht einfache Stereotypen, allgemein positive oder negative Vorurteile. Sie sind etwas Tieferes und Aussagekräftigeres: Ausdrücke eines dauerhaften, lebendigen, aber gleichzeitig auch extrem ambivalenten Interesses. Ich sage es so, wie ich es bereits am Anfang probiert habe: Das Bild von den Deutschen, das wir Griechen haben, offenbart viel mehr über uns als über sie. Deswegen fehlt es uns so schwer, dieses Bild zu überwinden.

Es gilt aber auch das Gegenteil. Genauso extrem und widersprüchlich, sogar widersprüchlicher, sind die Wandlungen des Bildes von Griechenland im modernen Deutschland. Von der „Gräkomanie“, dem „Griechenkult“ der Humanisten und dem begeisterten Philhellenismus der Revolution bis zur ersten Entzauberung der ottonischen Zeit und dem späteren Fallmerayerismus, vom Lob Griechenlands als touristischer Idylle bis zur heutigen abwertenden Kritik des griechischen Staates und seiner Institutionen – um von der dunklen Zeit der Nazi-Besatzung zu schweigen – bleibt die Schlussfolgerung dieselbe: Die Beziehungen von wenigen Völkern sind so geladen, so geschichtlich schwankend, so spannungsreich wie diejenige zwischen Griechen und Deutschen.

Die Gegensätze ziehen sich an, aber genauso stoßen sie sich ab. Dieses dauerhafte Anziehen-Abstoßen, dieses Schwan-ken zwischen ungebremster Bewunderung und absoluter Ablehnung offenbart letztendlich etwas anderes, umfassendes: die natürlichen Grenzen der Verständigung miteinander. Die guten Absichten reichen nicht: Das könnte die Schlussfolgerung sein. Wenn die übrigen Bedingungen es nicht begünstigen, auch wenn du den Anderen ehrlich so sehen möchtest, wie er ist, kommt sein Gesicht trübe vor deine Augen. □

(Übersetzung: Georgios Vlantis)

## Gedenken in Drakia auf dem Pilon

Θεέ, Πατέρα όλων των ανθρώπων.

Μας δημιούργησες ως αδέρφια μεταξύ μας.

Όμως εμείς ολόένα προδίδουμε αυτή τη συγγένεια, όπως επίσης κι εσένα τον ίδιο, μολονότι θα έπρεπε να είμαστε κατ' εικόνα και ομοίωσή σου.

Γεμάτοι πόνο και ντροπή στέκουμε σήμερα σε αυτό τον τόπο.

Αναλογιζόμαστε τις αφάνταστες φρικαλεότητες, τις οποίες διέπραξαν εδώ οι Γερμανοί στρατιώτες.

Δώρισε άφηση και ελπίδα.

Κάνε την πίστη στο πρόσωπό σου να δυναμώσει ανάμεσά μας, βοήθησε, ώστε να γίνεται σεβαστή η αξιοπρέπεια κάθε ανθρώπου, και στείλε το Πνεύμα σου, το οποίο θεραπεύει και αγιάζει.

Gott, du Vater aller Menschen.

Als Brüder und Schwestern hast du uns geschaffen.

Aber immer wieder verraten wir unsere gemeinsame Kindschaft und dich, dessen Ebenbild wir sein dürfen.

Voller Schmerzen und Scham stehen wir heute an diesem Platz.

Wir gedenken der unvorstellbaren Gräueltaten, die deutsche Soldaten hier begangen haben.

Schenke Du Vergebung und Hoffnung.

Lass den Glauben an dich unter uns stark werden, hilf, dass die Würde jedes Menschen geachtet werde, und sende deinen Geist, der heilt und heiligt.

Λόγια του Ψαλμού πενήντα/ πενήντα ένα ας καθοδηγήσουν την ικεσίαν μας προς εσένα.

Worte des Psalms 50/51 mögen unser Flehen zu dir leiten.

3 Ἐλέησόν με, ὁ θεός, κατὰ τὸ μέγα ἔλεός σου καὶ κατὰ τὸ πλῆθος τῶν οἰκτιρμῶν σου ἐξάλειψον τὸ ἀνόμημά μου·

Gott, sei mir gnädig nach deiner Huld, tilge meine Frevel nach deinem reichen Erbarmen!

4 ἐπὶ πλεῖον πλύνόν με ἀπὸ τῆς ἀνομίας μου καὶ ἀπὸ τῆς ἁμαρτίας μου καθάρισόν με.

Wasch meine Schuld von mir ab und mach mich rein von meiner Sünde!

5 ὅτι τὴν ἀνομίαν μου ἐγὼ γινώσκω, καὶ ἡ ἁμαρτία μου ἐνώπιόν μου ἐστὶν διὰ παντός.

Denn ich erkenne meine bösen Taten, meine Sünde steht mir immer vor Augen.

6 σοὶ μόνῳ ἤμαρτον καὶ τὸ πονηρὸν ἐνώπιόν σου ἐποίησα, ὅπως ἂν δικαιωθῆς ἐν τοῖς λόγοις σου καὶ νικήσῃς ἐν τῷ κρῖνεσθαί σε.

Gegen dich allein habe ich gesündigt, ich habe getan, was dir missfällt. So behältst du recht mit deinem Urteil, rein stehst du da als Richter.

11 ἀπόστρεψον τὸ πρόσωπόν σου ἀπὸ τῶν ἁμαρτιῶν μου καὶ πάσας τὰς ἀνομίας μου ἐξάλειψον.

Verbirg dein Gesicht vor meinen Sünden, tilge all meine Frevel!

12 καρδίαν καθαρὰν κτίσον ἐν ἐμοί, ὁ θεός, καὶ πνεῦμα εὐθὲς ἐγκαίνισον ἐν τοῖς ἐγκάτοις μου.

Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, beständigen Geist!

14 ἀπόδος μοι τὴν ἀγαλλίασιν τοῦ σωτηρίου σου καὶ πνεύματι ἡγεμονικῷ στήρισόν με.

Mach mich wieder froh mit deinem Heil, mit einem willigen Geist rüste mich aus!

17 κύριε, τὰ χεῖλή μου ἀνοίξεις, καὶ τὸ στόμα μου ἀναγγελεῖ τὴν αἰνεσίαν σου.

Herr, öffne mir die Lippen und mein Mund wird deinen Ruhm verkünden.

19 θυσία τῷ θεῷ πνεῦμα συντετριμμένον, καρδίαν συντετριμμένην καὶ τεταπεινωμένην ὁ θεὸς οὐκ ἐξουθενώσει.

Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerknirschter Geist, ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen.

Ας απευθυνθούμε μαζί στον Θεό, τον εν τοις ουρανοῖς Πατέρα, με τον τρόπο που μας δίδαξε ο Ιησοῦς. Ο καθένας μας ας το κάνει στη γλώσσα του.

Gemeinsam rufen wir zu Gott, dem Vater im Himmel, wie Jesus es uns gelehrt hat. Und jeder von uns möge es in seiner eigenen Sprache tun:

Πάτερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς ἁγιασθήτω τὸ ὄνομά σου ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου γενηθήτω τὸ θέλημά σου, ὡς ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ γῆς τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον δός ἡμῖν σήμερον καὶ ἄφες ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν, ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφήκαμεν τοῖς ὀφειλέταις ἡμῶν καὶ μὴ εἰσενέγκῃς ἡμᾶς εἰς πειρασμόν, ἀλλὰ ῥύσαι ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ πονηροῦ.

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.



Im Dorf Drakia auf der Halbinsel Pilon sprach Metropolit Ignatios das orthodoxe Totengebet am Mahnmahl

für die 118 Opfer der Nazis, auch Akademiedirektor Florian Schuller betete auf Griechisch (siehe oben).



Einen ganz besonderen Ernst erhielt der Besuch der Münchner Gruppe durch die Anwesenheit des 92-jährigen Iannis,

der das Massaker als 17-Jähriger nur überlebt hat, weil man ihn für ein Kind hielt.

# Vorurteile über Griechenland – die Euro-Krise in den deutschen Medien

Bernhard Remmers

## I.

Am 11. Juli 2015 erscheint das deutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ mit einem Titelbild, das für Diskussionen sorgt (Seite 17): In einer farbigen Grafik der tanzende, lebenslustige Grieche, Arm in Arm mit einem ängstlichen, sein Geld festklammernden Deutschen im Fußballtrikot – beide schwanken bedenklich – nur einen kurzen Schritt entfernt vom gefährlichen Abgrund. Es ist ein Spiel mit den Klischees, den Vorurteilen, die jene Debatte um die Euro-Krise wechselseitig geprägt haben. Die von der Spiegel-Redaktion dazu ausgesuchte Überschrift gibt die Richtung vor: „Unsere Griechen“. Liebevoller Ironie oder böses Vorurteil?

Als Journalist möchte ich einen kritischen Blick auf die Medien in Deutschland werfen und deren Berichterstattung über die Euro-Krise und Griechenland bilanzieren: Welchen Einfluss hatte diese Berichterstattung auf die öffentliche Debatte und welche Konsequenzen können wir daraus ziehen?

Medien wie das Magazin „Der Spiegel“ mit seinem Titelbild greifen bestehende Denkmuster auf, spiegeln, verstärken und prägen unsere Bilder im Kopf und beeinflussen somit unsere Wahrnehmung. Aber helfen sie uns auch, die Zusammenhänge zu verstehen, die Situation der Menschen zu ergründen und uns eine eigene begründete Meinung zu bilden? Denn das ist ja die eigentliche Aufgabe der journalistischen Medien: Partizipation ermöglichen durch Information

und Orientierung, im Idealfall sogar „anstiften“ zum eigenen politischen Engagement.

Schauen wir uns zwei Beispiele an: Die Bild-Zeitung ist mit einer verkauften Auflage von etwa 1,9 Millionen Exemplaren und einer äußerst erfolgreichen Online-Ausgabe eines der wichtigsten Medien in Deutschland. Das Boulevardblatt aus dem Springer-Konzern setzt bereits früh auf Polemik und rät der griechischen Regierung in einer plakativen Überschrift am 27. Oktober 2010, ihr Tafelsilber zu veräußern: „Verkauft doch eure Inseln, ihr Pleite-Griechen ... und die Akropolis gleich mit!“

Zwei Jahre später am 22. Juni 2012 spielt die Bild-Zeitung sogar vor dem Spiel des deutschen Teams gegen Griechenland bei der Fußball-Europameisterschaft auf die Finanzkrise an: „Tschüs Griechen. Heute können wir euch nicht retten“. In beiden Beispielen, die für viele weitere Überschriften der Zeitung stehen, ist die Sprache verräterisch. Hier geht es nicht mehr um eine Regierung, einen wirtschaftspolitischen Streit, eine politische Strömung oder eine Partei: Es sind einfach nur „die“ Griechen! Eine Tendenz, die in vielen deutschen Medien zu entdecken ist.

2016 veröffentlicht an der Universität Würzburg der Journalist und Wissenschaftler Professor Kim Otto zusammen mit Andreas Köhler eine Untersuchung zur Qualität der Griechenland-Berichterstattung in den wichtigsten deutschen Print- und Online-Medien. Sein Ergebnis fällt vernichtend aus: „Eine Bericht-



Ein Blick vom Hügel über der Orthodoxen Akademie auf die Stadt und den Golf von Volos.

erstattung, die die journalistischen Qualitätskriterien Neutralität und Vielfalt nicht erfüllt, eine Berichterstattung, die in ihrer Gesamtheit unausgewogen ist, eine Berichterstattung, die Hintergrundberichterstattung zu gewichtigen Themen vernachlässigt.“ Grundlage der Untersuchung war die Auswertung von insgesamt 1.442 Artikeln in „FAZ“, „Welt“, „taz“, „Bild“, „Süddeutsche Zeitung“ und „Spiegel Online“ aus dem Jahr 2015, die sich mit der Krise um den Euro und Griechenland beschäftigten.

Matthias Thiele und Rainer Vowe, zwei Wissenschaftler an der Universität Dortmund, bestätigen diesen Eindruck mit einer Untersuchung über die

politischen Talkshows in Deutschland: Sie sprechen von einem Gleichklang in der Griechenland-Debatte. Egal welcher Sender oder welche Moderatoren – Polemiken, Ressentiments und eine arrogante Haltung gegenüber der neuen griechischen Regierung und den Griechen dominierten die politischen Diskussionen in den Fernsehsendungen, sagen die Wissenschaftler aus Dortmund bereits 2015.

Ein Beispiel: Im März 2015 ist der griechische Finanzminister Yanis Varoufakis per Video der Talkshow von Günter Jauch zugeschaltet. Vorab zeigt die ARD den griechischen Politiker höchst unvorteilhaft in der Maske beim Schminken, das Papiertüchlein unters Kinn geklemmt. Der Diskurs in der Sendung geht schließlich unter im Trubel um ein umstrittenes Video, das Varoufakis mit einer beleidigenden Handgeste zeigen soll. Blamiert ist schließlich nicht nur der Politiker aus Griechenland, blamiert sind auch die Fernsehmacher in Deutschland. Die unfreiwillige Pointe setzt Moderator Günter Jauch selbst, als er dem Gast aus Griechenland am Ende der Sendung gönnerhaft bescheinigt: „Sie haben sich tapfer geschlagen.“ Man stelle sich einmal vor, der Talkmaster hätte so den deutschen Finanzminister Wolfgang Schäuble verabschiedet!

## II.

Auch wissenschaftliche Untersuchungen bedürfen der Einordnung: Die beiden zitierten Experten aus Dortmund können in Interviews ihre Sympathie für die Syriza-Regierung in Athen nicht verbergen. Und die Untersuchung aus Würzburg ist im Auftrag der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung erstellt worden. Wirtschaftspolitische Positionen spiegeln sich in der wissenschaftlichen Arbeit wieder. Wichtiger ist vielleicht, dass in den Medien selbst die eigene Leistung kritisch reflektiert wird. Sogar die von Professor Kim Otto kritisierte Tageszeitung „Die Welt“ wirft der Talkrunde bei Jauch im März 2015 „plumpe Anfeindungen“ gegen den griechischen Politiker vor.

Die „Frankfurter Rundschau“ zitiert ausführlich unter der Überschrift „Kritik an der Griechenland-Berichterstattung“ aus der Untersuchung der Würzburger Wissenschaftler. Und das Deutschlandradio sendet im Oktober 2015 ein Dossier von Birgit Baetz, das den Medien in



In diesem Gebäude ist neben der Orthodoxen Akademie von Volos auch das Ordinariat der Diözese untergebracht.

Deutschland vorwirft, die Austeritätspolitik der Berliner Regierung durchgängig als alternativlos darzustellen: „Das alles ist so primitiv“, wird in der Radiosendung die verzweifelte Politologin Gesine Schwan zitiert. Sie vermisst intellektuelle Qualität sowohl im Journalismus als auch in der Wirtschaftswissenschaft. Der bildblog, eine Website, die sich kritisch allein mit der Boulevardzeitung des Springer-Verlags beschäftigt, wirft der „BILD“ im Februar 2015 vor, „ein ganzes Volk“ zu stigmatisieren und diffamieren. Auch diese Medienkritik findet statt in eben jenen Medien!

Und zum Glück, es gibt viele gute Beispiele einer anderen Berichterstattung: Eine wunderbare Reihe mit Kurzporträts etwa über Menschen in Griechenland auf der Plattform sueddeutsche.de: der Fahrrad-Händler in Athen ohne Einnahmen zum Beispiel oder die Deutschlehrerin auf Kreta, die ihren Schülern nur schwer erklären kann, warum sie gerade jetzt diese Sprache lernen sollen.

oder eine NDR-Reportage vom Juli 2015 unter dem Titel „Das Märchen von den faulen Griechen“ von Reporter Christoph Lüttger, der unterwegs in Athen ist bei Rentnern, in der Ambulanz für mittellose Arme und auch bei verbitterten Griechen in Hamburg. Und bereits im Mai 2011 im „Tagesspiegel“ der Faktencheck: „Merkel und das Märchen von den faulen Griechen“. Fazit der Autoren: „Arbeitnehmer in angeschlagenen Euro-Ländern wie Griechenland oder Portugal hätten mehr Urlaub und gingen früher in Rente, behauptet die Kanzlerin. Ein Blick in die Statistik zeigt: Das ist Unfug.“

Auch Medien werden durch ihre Leser, Zuschauer und Nutzer subjektiv wahrgenommen. So beklagen sich seit Jahren in Deutschland die Freunde von Israelis und Palästinensern gleichermaßen, dass die jeweils eigene Position in den Medien allenfalls am Rande vorkomme, die jeweils andere Seite aber in den Darstellungen bevorzugt werde. Jeder nimmt in den Medien oft nur das wahr, was er dort auch erwartet. Journalismus ist zudem keine Wissenschaft, er braucht die Zuspitzung, die Kürze der Darstellung und auch eine Spur Unterhaltung. Und nicht zuletzt: Journalisten dürfen und müssen Haltung zeigen!

### III.

Das alles darf aber nicht davon abhalten, Auswüchse auch als solche bezeichnen: Aktionen wie die der BILD-Zeitung mit ihrer NEIN-Kampagne im Februar 2015. Die Leser sollten sich selbst fotografieren, mit der Titelseite als Plakat in der Hand und somit in großen Buchstaben ihr Nein zu weiteren Krediten an Griechenland zum Ausdruck bringen. Der Deutsche Journalistenverband (DJV) kritisiert die Aktion als unzulässige politische Kampagne. Die Resonanz auf den Aufruf der BILD-Zeitung ist übrigens mäßig. Nur einige hundert Leser machen mit. Im Verhältnis zu der Auflage von knapp zwei Millionen Zeitungen ist das wenig.

Zum Fremdschämen ist im Februar 2010 das Magazin „Focus“. Auf der Titelseite eine Fotomontage: die Aphrodite von Milos in einer obszönen Geste. Schlimmer noch ist der Text, eine vergiftete Polemik über Griechen und Griechenland mit der Überschrift: „2000 Jahre Niedergang“. Mehr fällt dem „Focus“ tatsächlich zur neueren Geschichte Griechenlands nicht ein. Und so ist der weitere Weg des Autors Michael Klonovsky vermutlich konsequent: Er firmiert heute auf seiner eigenen Website als publizistischer Berater der AfD-Vorsitzenden Frauke Petry.

Solche Beispiele sind zu Recht auch in Deutschland nicht zuletzt von vielen



Foto: Der Spiegel - Ausgabe 29/2015

Der Titel des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ illustriert die – hier absichtlich überzeichnete – Verwendung von Stereotypen in der deutschen Berichterstattung über die Griechenland-Krise.

Journalisten kritisiert worden! Am amüsantesten vielleicht von den beiden Entertainern und Stars der jungen Fernsehzuschauer Jan Böhmermann und Klaas Heufer-Umlauf, die im Juli 2015 in einem Video Titelzeilen und Polemiken aus deutschen Medien aneinander reihen und feststellen: „Einige deutsche Medien benehmen sich in der Causa Griechenland wie „Arschlöcher“: 1,5 Millionen Menschen schauen sich das Video bei Youtube an! Ein riesiger Erfolg für die beiden „Medienkritiker“.

„Die Berichterstattung war in ihrer Gesamtheit nicht ausgewogen zwischen unterschiedlichen Positionen und Meinungen“, so hatten es die Wissenschaftler aus Würzburg festgestellt. Sie beklagen unter Hinweis auf die ausgezählten Artikel und Berichte, dass in den deutschen Medien zwar häufig über Griechenland geredet, griechische Akteure aber nur unterproportional zu Wort kommen. Allein in der linken „tageszeitung“ kann die griechische Regierung auf ein wenig Sympathie hoffen. Alle anderen

Medien berichten überwiegend negativ wertend über die Regierung in Athen. In gut einem Viertel der untersuchten Artikel nahmen die Journalisten selbst eine Wertung vor, sagt die Untersuchung. Journalisten positionierten sich in ihren Beiträgen auch außerhalb der Kommentare in den meisten Fällen gegen die griechischen Regierungsmitglieder (44,6 Prozent), nur 16,4 Prozent äußerten sich positiv gegenüber der griechischen Regierung, 39 Prozent äußerten sich neutral. Eine positive Positionierung

eines Journalisten gegenüber Griechenlands Regierung fand sich bei „BILD“ in keinem einzigen Artikel.

In einer erst im September 2016 veröffentlichten Untersuchung zu aktuellen Sendungen im Fernsehen in Deutschland (Tagesschau, Heute, ARD-Brennpunkt, ZDF-Spezial) kommt Professor Kim Otto im Auftrage der Otto-Brenner-Stiftung zu einem ähnlichen Ergebnis: „In gerade einmal zehn Prozent der Nachrichtenbeiträge zur griechischen Staatsschuldenkrise war die griechische Regierung mit einem O-Ton präsent. Zum Vergleich: Der Anteil der deutschen Regierung war mehr als doppelt so hoch. Außerdem wurde die griechische Regierung zehnmal öfter von Journalistinnen und Journalisten kritisiert als positiv beurteilt.“

*Viele Journalisten verfügen ausschließlich über nationale Quellen, sprechen allein mit Politikern aus dem Heimatland. Dies schränkt die Perspektive ein.*

Diese Form der Berichterstattung hat Ursachen. Viele Journalisten flüchten vor der schwierigen Komplexität der Themen und suchen stattdessen einfache Lösungen in Klischees, Stereotypen und personalisierten Konflikten. Vermeintliche „Duelle“ wie das zwischen Schäuble und Varoufakis lassen sich einfacher darstellen als Analysen einer komplexen Finanzpolitik. Hinzu kommt die Homogenität der Medienszene. Viele Journalisten verfügen ausschließlich über nationale Quellen, sprechen allein mit Politikern aus dem Heimatland. Dies schränkt die Perspektive ein.

Medien wie auch der öffentliche Diskurs sind letztlich allein national organisiert! Und so beobachten der Hafenerbeiter in Piräus und der Monteur bei Volkswagen zwar beide ein Stück unter der Überschrift „Euro und Griechenland“ mit denselben Akteuren aus beiden Regierungen, aber sie erleben zwei völlig verschiedene Dramen. Es ist ein nationaler Wir-Diskurs, der da stattfindet. „Das ist das eigentlich Erstaunliche: Wir reden, aber wir reden aneinander vorbei. Wir diskutieren, aber wir hören einander nicht zu“, schreibt Marc Brost in der „ZEIT“ im März 2015.

So kommt es geradezu zwangsläufig zur bitteren Konsequenz: Aus der Debatte wurde ein „Wir“ Deutschen gegen „Die“ Griechen! Während viele, zumal die wichtigsten politischen Entscheidungen heute auf europäischer Ebene gefunden werden müssen, gibt es keine europäische Öffentlichkeit! „Es gibt keine paneuropäischen Medien. Nur nationale Reflexe“, so Marc Brost.

Eine gemeinsame Währung in Europa braucht auch eine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik, hat es oft in der Debatte um den Euro geheißt. Wenn wir als Europäer aber gemeinsam die Herausforderungen meistern können wollen – nicht nur in der Wirtschaft, auch im Umgang mit den Flüchtlingen, in der Frage nach der Sicherheit an unseren Grenzen –, dann brauchen wir dringend auch eine gemeinsame Debatte. Ansonsten blockieren auch in Zukunft die Stereotypen der nationalen Diskussionen supranationale Entscheidungen und Konfliktlösungen.

Wir brauchen gemeinsame, europäische Plattformen der Diskussion und des politischen Streits. Damit wir miteinander und nicht übereinander reden: zum Beispiel hier in dieser gemeinsamen Tagung der Katholischen Akademie Bayern und der Orthodoxen Akademie von Volos in Griechenland. □

## Griechenland in Bayern

Thomas Raff

„Griechenland in Bayern!“ – Bei diesen Worten denken vermutlich viele an die Zeit König Ludwigs I. von Bayern, in dessen Denken und Handeln das Land der Griechen eine so erstaunlich zentrale Rolle spielte. Bevor ich tatsächlich auch auf Ludwig I. komme, möchte ich aber etwas weiter ausholen und einige Vorüberlegungen zum Thema anstellen.

Zunächst einmal: Als Griechenland noch das große Hellas war, eine der drei wesentlichen Quellen oder Säulen des christlichen Abendlandes, als Iktinos und Kallikrates den Parthenon erbauten, als Sokrates lehrte und Aristoteles die Nikomachische Ethik schrieb – da gab es noch kein Bayern. Aber als Bayern nach und nach zur Regionalmacht aufstieg, zum Herzogtum, Kurfürstentum und Königreich – da gab es kein Land namens Griechenland mehr. Oder sollte ich sagen: Da gab es Griechenland noch nicht?

Andererseits: Als das moderne Griechenland nach und nach seine heutige Ausdehnung erlangte (so kam etwa Thessalien, wo wir gerade zu Gast sind, erst 1881 dazu), da verlor Bayern bereits wieder seine Selbständigkeit: Seit 1871 war es nur noch ein – wenn auch etwas eigenwilliger – Teil des Deutschen Reiches, später der Bundesrepublik Deutschland. Wir bemerken also, dass wir die Wörter Bayern und Griechenland hier in ganz unterschiedlichen Bedeutungen gebrauchen: Griechenland als ein geistig-kulturelles Phänomen, Bayern als eine politische Einheit (Staat oder Bundesland). Das gilt es im Folgenden zu beachten.

### I. Vor dem Klassizismus

In Bayern hatte man in den Jahrhunderten vor dem Klassizismus, also vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, kaum eine Vorstellung, allerdings auch kaum ein Interesse daran, wie es an den klassischen Stätten des antiken Griechenland in Athen, Delphi, Olympia oder Korinth damals aussah, wer dort lebte, was man dort tat und dachte. Woran also dachte man in Bayern vor dem Klassizismus, wenn die Worte griechisch oder Griechenland fielen? Diese Frage ist nicht ganz eindeutig zu beantworten.

Im Mittelalter dachte man bei dem Wort zunächst wohl vor allem an die altgriechische Sprache, auch wenn es damals in Westeuropa nur wenige Menschen gab, die diese Sprache einigermaßen gut beherrschten. Nicht umsonst kursierte unter westlichen Mönchen die Redensart: „Graecum est, non legitur.“ Sicher wussten alle christlichen Theologen, dass das Neue Testament ursprünglich auf Griechisch verfasst worden war. Aber in der Praxis benutzte man doch fast ausschließlich die Vulgata, die lateinische Übersetzung des Kirchenvaters Hieronymus. Zweifellos wusste man, dass der Apostel Paulus die jüdischen beziehungsweise christlichen Gemeinden in Thessaloniki und Korinth, in Ephesus und Athen besucht und ihnen Briefe geschrieben hatte, woraus man immerhin schließen konnte, dass diese, aus der antiken Literatur so gut bekannten Städte, zumindest in apostolischer Zeit noch existierten.

Außerhalb der Theologie dachte man im mittelalterlichen Deutschland bei dem Wort Griechen vor allem an das große, multi-ethnische byzantinische Reich und seine Hauptstadt Konstantinopel. Dorthin gab es mancherlei politische,

diplomatische und Handelsbeziehungen. Es ist aber zu bedenken, dass der Begriff „byzantinisch“ erst im 19. Jahrhundert geprägt wurde. Die Zeitgenossen sprachen vom Oströmischen Reich; die Byzantiner selbst nannten sich Römer. Nur im Westen wurden die Byzantiner auch als Griechen bezeichnet, weil man im katholischen Westen unter Römern eben doch etwas ganz anderes verstand. Man dachte also bei dem Wort Griechen nicht so sehr an die Bewohner in der Gegend des heutigen Griechenland als vielmehr an die Bewohner von Ostrom, Konstantinopel oder Istanbul.

Von den Theologen abgesehen waren es wohl die Renaissance-Humanisten, die sich als erste intensiver mit der griechischen Sprache und Literatur befassten – der Altgriechischen wohlgerne! Manch einer von ihnen übersetzte klassische-griechische Autoren ins Lateinische, manchem gelang es, mehr oder weniger alte griechische Handschriften zu erwerben, vor allem von den vielen gebildeten Griechen, die in den Jahren vor 1453 aus Konstantinopel in den Westen, überwiegend nach Italien, geflohen waren. Der Erzhumanist Erasmus von Rotterdam allerdings schrieb tatsächlich nicht nur lateinisch, sondern auch griechisch. Auf ihn geht übrigens die noch heute in den meisten westlichen Ländern übliche Aussprache des Altgriechischen zurück.

Dürer hat von Erasmus ein Porträt gestochen, auf dem eine lateinische und eine griechische Inschrift gemeinsam einen Gedanken mit sehr alter Tradition ausdrücken: „Die ist das Bildnis des Erasmus von Rotterdam, von Albrecht Dürer nach dem lebenden Urbild gezeichnet. – Das bessere Bild werden seine Schriften zeigen.“ Aber: Erasmus war nun wirklich kein Bayer!

Wie also steht es mit den bayerischen Humanisten? Verglichen mit ihren bewunderten italienischen Vorbildern, beschäftigten sich die bayerischen Gelehrten – die Celtis, Peutinger, Pirckheimer und wie sie alle heißen – wesentlich weniger mit Sprache und Literatur des antiken Hellas. Bei ihnen lag der Schwer-

punkt, wie schon im Mittelalter, auf der lateinischen Sprache und Literatur. Selbst wenn sie etwas Altgriechisch konnten – im Zweifelsfall lasen sie die griechischen Texte doch in lateinischen Übersetzungen. So ist es kein Wunder und auch kein Zufall, dass Shakespeares in Julius Caesar (1599) eine Figur sagen lässt: „For mine own part, it was Greek to me“, um auszudrücken, dass diese etwas nicht verstanden hat. Der Ausdruck hat sich im Englischen bis heute gehalten.

### II. Der europäische Klassizismus

Der Umschwung für die Wahrnehmung Griechenlands kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts. 1755 erschien ein Büchlein, das in ganz Europa Aufsehen erregte: Johann Joachim Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauer-Kunst“. Der Autor bemühte sich – als erster Altertumsforscher überhaupt –, zwischen griechischen und römischen Kunstwerken zu unterscheiden. Zurecht ging er davon aus, dass die griechische Kunst die ältere und originalere war, während die römische Kunst, vor allem die Bildhauerei, über weite Strecken als eine Angelegenheit von Epigonen gelten kann, auch wenn er noch nicht in der Lage war, zwischen einem griechischen Original und einer römischen Kopie zu unterscheiden.

Durch Winckelmanns Schriften wuchs das Interesse an der antik-griechischen Kunst enorm. Berühmt wurde seine so merkwürdig paradox klingende Forderung: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.“ Hinter dieser Forderung stand – neben der reinen Ästhetik – auch die damals aktuelle politisch-ideologische Ablehnung der römischen Kaiserdespotie und eine Verklärung der griechischen Demokratie. So gesehen besaß und erlangte der europäische Klassizismus durchaus auch genuin politische Aspekte.

Zu der Begeisterung des Klassizismus für die Antike kam dann aber auch ein gewisses Interesse an den damals lebenden Griechen. Sie traten in das Bewusstsein Westeuropas erst durch ihre nach und nach bekannt werdenden Freiheitskämpfe, also die Bestrebungen des – offenbar doch durchaus noch existierenden – griechischen Volkes, sich vom osmanischen Joch zu befreien. Das war ein Thema, welches das damalige Europa aufhorchen ließ, denn seit 1800 machte man sich auch in Deutschland, auch in



Nach dem Festakt für Erzpriester Apostolos Malamoussis (siehe Seite 24) präsentierte die Tanzgruppe der Diözese Volos traditionelle Darbietungen aus Mittelgriechenland.



Foto: akg-images

*Auch außerhalb der bayerischen Hauptstadt grüßt Klenzes Griechenland: Die von ihm entworfene Walhalla in Regensburg entstand*

*zwischen 1830 und 1842. Dieses Gemälde der Ruhmeshalle stammt vom Architekten selbst.*

Bayern, Gedanken darüber, wie man ein anderes Joch, das napoleonische, abschüteln konnte. Auch in Deutschland sprach man in jenen Jahrzehnten von Freiheits- oder Befreiungskämpfen. Und so nähern wir nun doch langsam dem Thema „Griechenland in Bayern“.

### III. Ludwig I. von Bayern

Der erste bayerische König, Maximilian I., wie man so sagt von Napoleons Gnaden, hatte kaum Interesse am antiken Bildungsideal, geschweige denn an jenem entfernten Land im Süden des Balkans, das andere „mit der Seele suchen“. Aber sein Sohn Ludwig wurde schon als junger Kronprinz einer der größten Bewunderer zuerst der alten, aber dann auch der lebenden Griechen. Schon als 18-Jähriger schrieb er, angesichts der Tempelruinen von Paestum, die Hexameter:

„Daß mir vergönnet nicht war,  
Griechen, zu leben bey euch!  
Lieber, denn Erbe des Throns,  
wär' ich hellenischer Bürger.  
In den Gedanken wie oft  
träumt' ich mich sehndend zu euch.“

Auch dabei dachte Ludwig sicher mehr an die antiken Hellenen als an die damaligen Griechen. Zu den lebenden Griechen ist er ja auch erst 30 Jahre

später gereist, nämlich 1834/35, als sein zweiter Sohn Otto – auf Wunsch der Großmächte und gerufen von der griechischen Nationalversammlung – König von Griechenland geworden war.

Nun muss man aber betonen, dass vor der Otto-Zeit überhaupt nur wenige Westeuropäer nach Griechenland reisten, wenn sie dort nicht gerade als Erbauer, Diplomaten oder Kaufleute zu tun hatten. Von den vielen deutschen Philhellenen, etwa Goethe, Herder, Lessing oder Hölderlin – und sogar Winckelmann – war keiner selbst im Lande der Griechen, über das sie so viel nachdachten und so begeistert schrieben. Sie alle kannten das Land nur durch antike und zeitgenössische Beschreibungen, durch Bilder und Berichte. Auf welchen Wegen also kam Griechenland nach Bayern?

**Glyptothek (1816–30).** Wieder beginnt alles zunächst mit der antiken Kunst! Schon vor dem offiziellen Beginn des griechischen Freiheitskampfes (1821) hatte der bayerische Kronprinz Ludwig begonnen, leidenschaftlich antike Skulpturen zu sammeln. 1816 legte er den Grundstein für ein eigenes Skulpturenmuseum, dem er den speziell für dieses Gebäude neu erfundenen, aus altgriechischen Wörtern zusammengesetzten Namen Glyptothek gab (γλύπτειν = Bildschnitzen; θήκη = Aufbewahrungsort).

Sowohl den Kauf der Statuen als auch den Bau der Glyptothek musste und

wollte Ludwig aus seiner Privatschatulle bezahlen. Die Glyptothek war das erste wirklich antike Gebäude in Bayern, auch das erste Museum speziell für antike Kunst nördlich der Alpen. Und gerade wegen der Gebäude am Königsplatz sollte München schon bald als Isar-Athen bezeichnet werden (nachdem Berlin schon über 100 Jahre vorher als Spree-Athen gerühmt worden war). Dabei bot die Glyptothek eine eklektische Mischung von ionischer Tempelvorhalle außen und römischer Thermen-Architektur innen als Rahmen für ein einzigartiges Museum der antiken und der zeitgenössisch-klassizistischen Marmor-skulptur.

Rastlos bemühte sich Ludwig, auf dem internationalen Kunstmarkt, vor allem in Rom und Paris, antike Skulpturen zu erwerben. Und da dies in Konkurrenz zu anderen Ländern geschah, insbesondere England (es sei an Lord Elgin erinnert), war ihm kaum ein Preis zu hoch. Ein eigenes Abenteuer war 1812 die Erwerbung der Giebelfiguren des Aphaia-Tempels von Ägina, die heute den vielbewunderten Höhepunkt der Glyptothek bilden.

1825, die Glyptothek war noch im Bau, starb König Maximilian I., und Ludwig wurde König von Bayern. In seinem allerersten Signat wünschte er, dass man in Zukunft das Wort Bayern mit dem „griechischen“ Buchstaben „y“ schreiben

sollte. Dieser eigentlich rührende Versuch, mehr Griechenland nach Bayern zu bekommen, wurde bis heute beibehalten.

**Walhalla (1830–42).** Ganze 14 Jahre wurde an der Glyptothek gebaut. Aber bei der Einweihung war der Bauherr merkwürdigerweise gar nicht anwesend. Denn er kümmerte sich bereits um ein gewissermaßen noch viel griechischeres Gebäude: die Walhalla bei Regensburg, eine ziemlich genaue Kopie des Athener Parthenon. Darin sollte mit Büsten oder Inschriften an bedeutende Deutsche (keineswegs nur Bayern!) erinnert werden. Bedenkt man diese Funktion und auch den germanischen Namen des Gebäudes, so ist die Wahl einer so rein griechischen Architektur fast erstaunlich, jedenfalls ein deutliches Statement. Zunächst waren auch durchaus andere, deutsche Bauformen (Gotik), dann Anklänge an das römische Pantheon diskutiert worden. Aber schließlich legte sich der König auf den rein griechischen Peripteros in der Art des Parthenon fest.

**Königsplatz** (Ausstellungsgebäude, 1838/48; Propyläen, 1846/60). Danach ging Ludwig an die Vollendung des Königsplatzes: Gegenüber der Glyptothek entstand das Kunst- und Industrie-Ausstellungsgebäude mit einem korinthischen Säulenportikus. Der antiken Kunst sollte also in einem eigenen Tempel die aktuelle Kunst und Industrie gegenüber



Foto: akg-images/Sambras

Der Münchner Königsplatz, an dem im 19. Jahrhundert unter anderem die Glyptothek entstand, ist das Paradebeispiel von „Griechenland in Bayern.“

gestellt werden, ein durchaus moderner Gedanke.

Und schließlich – erst nach dem Rücktritt Ludwigs 1848 vollendet – die Propyläen, eine freie Kopie nach dem berühmten Eingangstor auf die Athener Akropolis, zugleich ein Denkmal des Philhellenismus, des griechischen Freiheitskampfes und des ersten und einzigen Wittelsbachers auf dem griechischen Königsthron. Auf das Skulpturenprogramm kann ich hier nicht eingehen, aber ich will doch wenigstens auf die griechischen Namensinschriften hinweisen, die Ludwig in den Propyläen anbringen ließ.

**Ruhmeshalle und Bavaria (1843/53).** Noch ein drittes Bauwerk im rein griechischen Styl sei hier erwähnt. Die Ruhmeshalle auf der Theresienhöhe. Sie ist nochmals ein anderer antiker Gebäudetypus und diente zur Verherrlichung

bayerischer Berühmtheiten. Entworfen wieder von Leo von Klenze im dorischen Stil. Auch die 18 Meter hohe Bronzestatue der Bavaria ist eine Anspielung auf das klassische Athen: Ludwig hatte sich vorgenommen, die antike Technik des Großbronzegusses wieder zu beleben. Sein konkretes Vorbild war die Athena Prómachos des Bildhauers Phidias auf der Athener Akropolis, die Vorkämpferin, um 460/450 entstanden. Die Athener Statue war so hoch, dass man ihre vergoldete Speerspitze schon vom Meer aus bei Kap Sunion erkennen konnte, wie der antike Baedeker Pausanias schreibt.

Auf diese Weise kam Griechenland also zunächst nach Bayern: durch altgriechische Bildwerke (oder römische Kopien nach solchen) und durch antike Gebäude.

**Griechische Studenten in Bayern.** Es sollte aber nicht bei Kunstwerken und Gebäuden bleiben, denn es kamen durchaus auch Menschen. Schon während des Befreiungskampfes von 1821 bis 1828 wurden die Söhne von gefallenen Freiheitskämpfern gelegentlich in den Westen, also nach Italien, Frankreich oder eben auch nach Deutschland und Bayern geschickt. Dort sollten sie eine moderne Ausbildung genießen, um danach helfen zu können, den neuen griechischen Staat aufzubauen. Denn in Griechenland selbst lagen während der langen Kriegs- und Bürgerkriegsjahre das Bildungswesen und die Schulen weitgehend darnieder.

In München wurde für die teilweise noch sehr jungen Neuankömmlinge 1825 ein Privates Erziehungs-Institut gegründet, später Königlich Griechisches Lyceum genannt, das schon bald über 50 griechische Schüler zählte. Sie wurden dort in Deutsch, Latein, Alt- und Neu-Griechisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen, Kalligraphie, Musik und manch anderen Fächern unterrichtet. Die Leitung des Instituts lag in griechischen Händen: Auf Empfehlung des griechischen Präsidenten Joánnis Kapodístrias kam 1830 der Archimandrit Misáil Apostolídís nach München, um auch hier für eine gediegene orthodoxe Religionslehre der jungen Griechen zu sorgen.

Diese Schule sollte dazu dienen, die Jugendlichen so weit zu auszubilden, dass sie dann an einer der deutschen Universitäten regulär studieren konnten. 1826 ließ Ludwig I. die Universität von Landshut nach München verlegen. Für griechische Studenten gab es verschiedene Stipendienplätze, teils gestiftet von Ludwig I., teils vom Haupt-Verein der Philhellenen von Bayern, später auch von der griechischen Regierung in Athen. Viele griechische Studenten besuchten vor oder nach der Münchner Universität auch noch andere deutsche oder europäische Hochschulen. Und viele der Griechen, die damals im Westen studierten, wurden später wichtige Beamte, Professoren oder Juristen im neu begründeten Griechenland.

**Die Griechische Kirche in München (1828/29).** Da die griechische Religionsgemeinde in München immer größer wurde, bestimmte Ludwig I. 1828, dass eine der zentralen Kirchen Münchens, die ehemalige Friedhofskirche St. Salvator, dem griechischen Kultus überlassen würde. Die spätgotische Kirche wurde zuerst restauriert und dann für den griechisch-orthodoxen Ritus ausgestattet. Die Ikonostase und die Betstühle entwarf in einem neu-romanischen, byzantinisch gemeinten Stil der Hofarchitekt Leo von Klenze. Die Ikonen lieferte 1829 ein griechischer Maler aus Patras; die Kirchengesetze (Taufbecken, Tabernakel, Kelch, Weihrauchgefäß, Evangelium usw.) stiftete Zar Nikolaus I. von Russland, der sich als Beschützer der gesamten Orthodoxie ansah.

**Carl Rottmanns griechische Landschaften.** 1833, dem Jahr, in dem Ludwigs zweiter Sohn, Otto, in Griechenland ankam, um dort der erste König des neuen Landes zu werden, beauftragte Ludwig seinen Lieblingslandschaftsmaler Carl Rottmann, für die nördlichen Münchner Hofgartenarkaden griechische Landschaften zu malen. Monatlang reiste Rottmann durch Griechenland, jedenfalls durch die damals schon befreiten Teile des Landes südlich der Linie Artavolos. Bei der Auswahl seiner Motive leiteten ihn einerseits die großen Ortsnamen der Antike.

Aber andererseits interessierte er sich keineswegs wie ein Archäologe (oder ein

moderner Tourist) in erster Linie für die Reste der antiken Denkmäler, von denen damals auch viele noch unter der Erde lagen. Vielmehr hielt er extrem öde, menschenleere Landschaften von geradezu unheimlichem Charakter fest. Aus alten Photographien geht hervor, dass diese Charakterisierung des befreiten Landes der Realität durchaus entsprach. Vielleicht sollte durch die Betonung der Ärmlichkeit und Trostlosigkeit des Landes noch betont werden, welche herkulische Tat es für den jungen griechischen König sei, diese Ödnis in blühende Landschaften zu verwandeln.

Rottmann kam mit vielen Bleistift-, Aquarell- und auch Ölskizzen von seiner äußerst mühsamen Griechenlandreise zurück. Inzwischen hatte der König beschlossen, die 23 Griechenlandbilder nicht in den Hofgartenarkaden,

*Ungefähr gleichzeitig zur Entstehung von Rottmanns griechischen Landschaften begann der Historienmaler Peter von Heß Entwürfe für Bilder zum griechischen Freiheitskampf zu fertigen.*

sondern in der Neuen Pinakothek unterzubringen, wo sie einen eigenen, sehr ungewöhnlich eingerichteten Saal erhielten. Die damalige Neue Pinakothek wurde durch den Krieg zerstört, die Gemälde wurden aber weitgehend gerettet. Im Neubau der Neuen Pinakothek erhielten Rottmanns Griechenlandbilder wieder einen eigenen Saal, aber einen viel schlichteren als zuvor.

**Griechische Heldenaten in München.** Ungefähr gleichzeitig zur Entstehung von Rottmanns griechischen Landschaften begann der Historienmaler Peter von Heß Entwürfe für Bilder zum griechischen Freiheitskampf zu fertigen. Die Fresken wurden 1841 – 1844 in den Hofgartenarkaden ausgeführt und sollten ursprünglich über den Rottmann-Landschaften angebracht werden. Aber nachdem man die Rottmann-Fresken in



Das Rednerpult der Orthodoxen Akademie von Volos zierte ein zweisprachiges Plakat der gemeinsamen Tagung.

die Neue Pinakothek verbracht hatte, standen die Felder der Freiheitskämpfe etwas einsam über großen roten Wandflächen. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Gemälde von Heß vollkommen zerstört, offenbar sind sie auch nicht in Photographien überliefert. Trotzdem sind die Bilder immer noch gut bekannt und werden oft abgebildet, weil sie damals in verschiedenen Lithographie-Serien verbreitet wurden.

**Eine Griechin in der Schönheitsgalerie.** In barocker Tradition ließ sich Ludwig I. von seinem Hofmaler Joseph Karl Stieler eine Sammlung von 36 schönen Frauen aus allen Ständen malen. Darunter ist auch eine Griechin, die schöne Katharina Bótsaris. Sie war nicht nur eine international bewunderte Schönheit, als Hofdame von Königin Amalie kam sie in Europa weit herum. Aber sie war vor allem eine Tochter des berühmten Freiheitskämpfers Márkos Bótsaris, der schon 1823 im Kampf fiel, als Katarina erst drei Jahre alt war. Als sie der Königin malen ließ, war sie 21 und wurde in der von Königin Amalia eingeführten weiblichen Hoftracht porträtiert.

*Der Genre- und Monumentalmaler Nikolaos Gysis (1842-1901) erhielt von seiner Heimatinsel Tinos ein Stipendium, um ab 1865 in München Malerei zu studieren.*

#### Griechische Künstler in Bayern.

Man könnte eine große Anzahl von griechischen Künstlern anführen, die ihre Ausbildung in München genossen und dann in Griechenland die Münchner Schule der griechischen Malerei vertreten beziehungsweise verbreiteten. Aber da mein Thema „Griechenland in Bayern“ lautet, möchte ich hier nur zwei Maler erwähnen, die den größten Teil ihres Lebens in München verbrachten und hier auch starben.

Zunächst sei an Theodoros Vryzákis (1814–1878) erinnert. Er stammte aus Theben und erlebte den Freiheitskrieg als Kind. Nachdem sein Vater von den Türken ermordet worden war, flüchtete er mit seiner Mutter zunächst in die Berge. Mit 18 Jahren kam er nach München,

um hier zu studieren. Er blieb hier bis zu seinem Tod 1878 und malte fast ausschließlich Bilder zum griechischen Befreiungskampf, zum Beispiel „Die Tröstung“ (1847, Nationalgalerie Athen). Sein bekanntestes Gemälde ist „Der Ausfall aus Messolongi“ (1855, Nationalgalerie Athen). Vryzákis gilt als der wichtigste Begründer der Münchner Schule der griechischen Malerei.

Der Genre- und Monumentalmaler Nikoláos Gysis (1842–1901) erhielt von seiner Heimatinsel Tinos ein Stipendium, um ab 1865 in München Malerei zu studieren. 1888 wurde er hier Professor an der Akademie der bildenden Künste, war ein sehr bekannter und beliebter Künstler und starb 1901, ebenfalls in München. Er hat viele bayerische Motive gemalt, aber auch Szenen aus dem griechischen Freiheitskampf („Nach der Zerstörung von Psara“, 1896, Nationalgalerie Athen). In Griechenland ist er vor allem durch sein Gemälde „Krypho Scholeio“ (ebenfalls in Athen) bekannt.

**Eine griechische Hofhaltung in Bayern.** Nach dem erzwungenen Rücktritt Ottos (1862) reiste dieser mit seiner Frau Amalia von Oldenburg zurück nach München. Angeblich ist er dort genau an dem Tag angekommen, als gerade die letzten griechischen Namen in den Propyläen angeschrieben wurden. Man hat ihm nicht erlaubt, sich in München niederzulassen, weil sonst drei Könige in der Residenzstadt gewohnt hätten (der regierende Max II., und die Ruheständler Ludwig I. und Otto I. von Griechenland). Also zog er in die Bamberger Residenz. Dort wurde abends meistens griechische Tracht getragen und griechisch gesprochen. Mit Amalia sind auch mehrere griechische Hofdamen nach Bamberg gezogen, von denen die meisten bayerische Adelige geheiratet haben. Auf eigenen Wunsch wurde Otto in der Gruft der Theatinerkirche in griechischer Nationaltracht bestattet. Auch das ein Stück Griechenland in Bayern!

**Griechische Gastarbeiter und Bürger in Bayern.** Eigentlich wollte ich noch über Griechenland in Bayern – heute sprechen, vor allem also über die Gastarbeiter und die vielen heute in Bayern sehr gut integrierten Griechen. Aber erstens habe ich Ihre Geduld schon etwas lange in Anspruch genommen. Und zweitens fehlt mir als Kunsthistoriker für dieses Thema eigentlich die Kompetenz, obwohl ich einige von diesen Griechen kennen und schätzen lernte. □

## Athen: München Neugriechenlands

Manos Stefanidis

### I. Geschichtlicher Rahmen

Vom ersten Moment seiner Unabhängigkeit verhielt sich Griechenland bestimmten politischen und auch künstlerischen Zentren gegenüber wie ein Satellit. Dies führte dazu, dass schon sehr früh neugriechische Künstler und deren Werke von der Mentalität des „guten Schülers“ geprägt wurden, das heißt vom Respekt vor der Autorität des Lehrers, dem gemeinsamen Weg mit ihm oder sogar dessen Nachahmung.

Bekanntlich entsteht die große Kunst dennoch gerade in dem Moment, in dem man die Kraft findet, die Ansichten und vor allem die psychologische Hürde des Lehrers zu überwinden. Seit der Ankunft der Bayern spalten sich die Wege der griechischen Kunst, sowohl der Malerei als auch der Bildhauerkunst. Einerseits hält man die Volkstradition, die mit der Entwicklung ihrer Formen jahrhundertlang die versklavten Griechen nährte und eine einheitliche Sicht der Welt vertrat, für überholt und unfähig, das feierlich proklamierte Neue zu artikulieren. Andererseits kommen König Ottos „Modernisierer“ in Griechenland mit den besten Absichten; allerdings haben sie sehr viele Antworten, ohne vorher die geeigneten Fragen gestellt zu haben.

Seitdem wirkt die Verschönerung der Vergangenheit als äußerst starkes Gegenmittel angesichts der Probleme und – warum nicht? – der Depression der Gegenwart. Otto versucht schnell durch die Kunst zu beweisen, dass jene kleine Ecke am Ende der Balkan-Halbinsel, jene ehemalige Provinz des Osmanischen Reichs, das dank des Eingriffs der Großmächte befreite Griechenland, ein würdiger Nachwuchs glorreicher Vorfahren wird.

Es entsteht ein Widerspruch zwischen Utopie und Realität, zwischen übertriebener Heimatverehrung und widersinniger Eigenbezogenheit. Der Neoklassizismus wird eine Sache für die offizielle Politik; die Kunst bekommt den Auftrag, gerade diese Politik zu schmücken und zu verbildlichen. Die Katharevousa, die künstliche antikisierende Sprache, die „historische“ Architektur, die Bildhauerkunst für die Öffentlichkeit mit den Toga tragenden Statuen, die „heroische“ Malerei der Fustanella (griechische Nationaltracht), die Operette, die ersten geschichtlichen Erzählungen sind Ausdrucksformen derselben Ästhetik.

Die neue Hauptstadt, das „schlammvolle Athen“ der damaligen Zeugnisse, soll, obwohl es nur ein bedeutungsloses Arwaniten-Dorf ist, die Fortsetzung des Athen der Antike werden. Besser gesagt, soll es sich dem Bild der klassischen Antike anpassen, das gemäß seiner starken romantischen Neigung der ganze Westen geschaffen hatte. Hätte man damals die Hauptstadt nicht in die Tiefebene von Attika versetzt, hätte man sowohl das alte als auch das neue Athen retten können vor dem gewaltigen und ausgedehnten Wiederaufbau, der noch die Berge Penteli, Parnitha und Hymettos traf.

Dieser Umzug ist eher auf ideologische denn auf praktische Zielsetzungen zurückzuführen. Es ist bekannt, dass Otto und der berühmte Berliner Architekt Karl Friedrich Schinkel den Aufbau des königlichen Palastes auf dem Felsen der Akropolis planten, um dadurch ein symbolisch starkes Signal zu setzen. Es musste erst Ottos Vater Ludwig I. vernünftig intervenieren, dass der Palast Ottos schließlich am Syntagma-Platz er-

richtet wird. Es ist auch bekannt, dass das geplante städtebauliche Zentrum der neuen Hauptstadt, der Omonia-Platz, ursprünglich „Ludwigsplatz“ benannt wurde. Athen trägt die schwere Verantwortung, das unzweifelhaft neoklassische Zentrum der deutschen Romantik zu werden, so wie diese von Winckelmann, Goethe, Herder, Hölderlin, den Geschwistern Schlegel und von Humboldt geprägt wurde. Athen hatte übrigens das große Glück, wenn auch nur für kurze Zeit, dem großen bayerischen Architekten Leo von Klenze Gastfreundschaft zu gewähren. Inspiriert von den Ruinen Athens entwirft Klenze den Wiederaufbau der Stadt. Das Athener Zentrum und die Panepistimiou-Straße schmückt die schöne römisch-katholische Kirche des heiligen Dionysios, die Klenze im eleganten Neorenaissance-Rhythmus entwirft.

In Bezug auf die „Fustanella-Malerei“ von Theodoros Vryzakis, der Geschwister Margaritis, von Dionysios Tsokos sowie der bayerischen Künstler Rottmann, von Ess, Kratzaitzen, Stackelberg oder der Italiener Liparini, De Vivo, Podesti oder Hayez würde ich sagen, dass jene die Revolution von 1821 als ein Fest wahrnimmt, voll von theatralischen Haltungen, pompösen Bewegungen und unzerknitterten, mit Gold geschmückten Trachten. Bei dieser Malerei fehlt es an Blut, Spannung und Leidenschaft; die naive Idealisierung der Ereignisse strebt es kaum an, sie zu interpretieren. Theodoros Vryzakis (1817–1878) zum Beispiel malt die Revolution, aber er analysiert sie nicht. Er hinterlässt uns Werke von berührender Naivität, seine Annäherung ist jedoch flach. Seine Gemälde dienen manchmal als Propaganda zur nationalen Einmütigkeit; Bürgerkriegskonflikte, Streitigkeiten, politische Attentate oder Intrigen und noch mehr das Drama der Zivilbevölkerung werden verschwiegen. Man läuft nämlich an der Agonie vorbei, damit der unbefleckte Charakter der Revolution nicht in Frage gestellt wird. Daher gewöhnt sich die Nation, seit ihren ersten Schritten, an die Verschönerung, den seichten Emotionalismus, die Verfälschung der geschichtlichen Wahrheit. So wurde diese Haltung zur herrschenden Ästhetik und zum offiziellen Bildungsideal des griechischen Staates.

Die bereits erwähnte „heroische“ Malerei entsteht nach den Vorbildern des Direktors der königlichen Akademie der Bildenden Künste in München, des berühmten Historien-Malers Carl Theodor von Piloty. Diese Malerei sowie die entsprechende Bildhauerkunst (vgl. den „Feraios“ von Ioannis Kossos an den Propyläen oder den „Kanaris“ der Geschwister Fytalis am Platz von Kypseli) konstituieren sich in den ersten Jahren nach der Revolution. Deren eindeutige Richtung ist München, das „Athen an der Isar“. Die ersten Vertreter unserer nationalen Schule holen Muster und ikonographische Methoden daher. In zweiter Linie lassen sie sich von der melodramatischen Tradition der italienischen Malerei beeinflussen. Analog zu Theodoros Vryzakis ist der „Italiener“ Dionysios Tsokos (1820–1862) zu sehen. Auch auf ihn könnte man den Satz beziehen, der 1836 in der Zeitung Athiná über den Maler Georgios Margaritis geschrieben wurde: „Vom Westen aus hat er die Kunst der Malerei geregelt und vollendet mitgebracht“.



Akademiedirektor Florian Schuller ließ sich von Erzpriester Apostolos Malamoussis dazu anstiften, bei einem griechischen Rundtanz mitzumachen.



Der deutsche Kunsthistoriker Professor Thomas Raff (links) sprach über „Griechenland in Bayern“, die Umdrehung des Themas „Bayern in Griechenland“ wurde von seinem griechischen

Kollegen Professor Manos Stefanidis (rechts) behandelt. Dieser vierte inhaltliche Block wurde von Florian Schuller (Mitte) geleitet.

Das ist es! Die kleine Geschichte unseres künstlerischen Schaffens beginnt mit solchen „vollendeten“ Ansichten; wegen ihnen kommt die Revolution von 1821 in den bildenden Künsten nicht vor.

Es sollte erst Theophilus (1867–1934) um die Jahrhundertwende auftreten, der intuitiv das Drama und die Poesie der Heldenpsychologie erfasste. Theophilus unterscheidet nicht zwischen Geschichte und Mythos; er vibriert von einem neuen Glauben an die alten Helden. Seine Kunst vermenschlicht den Heroen und heroisiert den Menschen. Ohne die Rhetorik der akademischen Malerei und als eine Art griechischer Surrealismus identifiziert er Achilles und Athanasios Diakos, Herkules und Odysseas Androutsos; er visualisiert die unterirdischen Strömungen der Geschichte, er liest in einer radikalen Weise die Tradition, ohne sie

zur Versteinering zu führen, und er führt den Zuschauer zur Katharsis. Seine Malerei wird dadurch, quasi über Geheimwege, eine wahre Kunst des Indigenen.

## II. Der Fall Gysis

Wenn der Bildhauer Takis heute unser auf internationaler Ebene bedeutendster Künstler ist, ist Nikolaos Gysis (1842–1901) der erste nach der Geburt des neugriechischen Staates. Wichtig in seinem Fall ist es, dass er es schafft, obwohl er – wortwörtlich – aus dem Nichts kommt, sich auf der deutschen künstlerischen Bühne durchzusetzen, als erster Name und wichtiger Lehrer neben Lenbach, von Max, Böcklin, Stuck und Leibl. Ich werde nie vergessen, wie berührt ich war, als ich während meines ersten Besuchs in München vor dreißig Jahren Gemälde von Gysis im ersten Saal der

Neuen Pinakothek gesehen habe.

Geboren in Sklavochóri auf der Insel Tinos, studiert er Malerei an der „Schule der Künste“ seit seinem achten Lebensjahr (!) als bloßer Zuhörer und außerordentliches Talent. Diese Schule schloss er 1864 ab; ein Jahr später immatrikuliert er sich an der königlichen Akademie der Bildenden Künste in München. Er wird Busenfreund von Defregger und findet dort seinen Landmann Nikiforos Lytras (1832–1904), mit dem er während seines ganzen Lebens verbunden bleibt, als „Petrus und Paulus“ unserer Malerei. Immer bleibt Gysis ein Höhenwanderer, ein Idealist, ein Theoretiker. Lytras ist irdisch, instinktiv, er pflegt eine empirische Beziehung zu den Dingen. Abgesehen von den persönlichen Merkmalen ihrer Kunst bringen beide in umfänglichem Sinne ihre Zeit zum Ausdruck; eine Zeit, die immer noch den

Mythos der Revolution unverletzt aufrechterhält, geht aber romantisch-verschönernd auf ihn zu, während sie sich gleichzeitig die Mühe gibt, sich in den westeuropäischen Kontext zu integrieren. Das neugeborene griechische Königreich soll am schnellsten modernisiert werden und eine Tradition verlassen, die zwar das Hellenentum ideologisch vier Jahrhunderte lang unterstützt hat, jetzt aber für rückschrittlich gehalten wird. Seitdem gibt es die bis heute anhaltende Spannung zwischen dem griechischen Staat und dem Hellenentum. Es strebt eine kosmopolitische Rolle an, während der Staat in einer administrativen, bürokratischen Mentalität gefangen bleibt.

Jedenfalls bleibt Gysis ab seinem 23. Lebensjahr und bis zu seinem Tod in München, wo er ununterbrochen arbeitet und außerordentlich ausgezeichnet wird. Seit früher Zeit wird er also den Typus des griechischen Künstlers prägen, der bis heute gilt. Denn wahrhaft erfolgreich ist derjenige, der internationale Auszeichnung erstrebt und gleichzeitig die Dialektik „Heimisch-Auswärts“ aufrechterhält.

Gysis sehnt sich nach einem idyllischen Griechenland, das sich die Mühe gibt, bürgerlich zu werden, und irgendwie identifiziert er es mit der bereits mündigen Gesellschaft Bayerns. Oft europäisiert er seine Heimat jenseits der wahren geschichtlichen Fakten; dadurch wird er sozusagen ein „Prophet“ der heutigen Situation. Gysis hat Neugriechenland in das Europa der Hausherrn und der gutmütigen (da sie gesichert sind!) Bourgeois hineingeführt, viel früher als die Nachkriegs-Ministerpräsidenten Karamanlis oder Papandreou. Seine Sittenschilderungen oder seine geschichtlichen Bilder beschreiben Menschentypen oder Landschaften, die sich als „griechisch“ erklären, obwohl sie eher einem utopischen Raum nah den Alpen oder dem Rhein zugehören. Gysis' Griechenland passt mehr zum romantischen Philhellenentum seiner Zeit oder zum symbolischen Klima, das die poetische Natur unseres Malers aufregt. Gysis ist weder Papadimitris noch Roidis; er ist eher ein Gautier mit griechischem Pass.

Hauptsächlich ist er ein Maler mit außerordentlichen Kapazitäten, was das Zeichnen und die Synthese, aber vor allem, was die Farbe angeht. Gysis' Farbe bereinigt seine Gemälde vom latenten Didaktizismus und einer quasi philologischen Emotionalität. Sie macht seine Werke abstrakt, sowohl in ihrer Sprache



Auf teilweise bizarr anmutenden Nagelfluh-Felsen liegen die berühmten Meteora-Klöster. Heute sind nur noch sechs von ihnen bewohnt, zwei von Mönchen und vier von Schwestern.



„Wir schweben zwischen Himmel und Erde“, meinte Pater Gregorios, der die Münchner Gruppe durch die Metamorphosis-Kirche des größten Meteora-Klosters (siehe Bild) führte.



Foto: akg-images/Mel Longhurst  
*Bayern in Athen: Friedrich von Gärtner hat das Athener Königsschloss entworfen, das heute das griechische Parlament beherbergt.*

als auch in ihrer Intention. Bis zum Ende entwickelt er sich: Von den zärtlichen – bis an die Grenzen des überdrüssig Süßen – Sittenschilderungen, von den schön gestalteten – bis an die Grenzen des Affektierten – Stillleben, von den Porträts und den äußerst theatralischen geschichtlichen Szenen ausgehend wird er die Ebene der hohen Symbolik erreichen, wie beim „Triumph der Religion“ oder beim „Trauernden Geist“. Dieses letzte Werk unterhält sich geistig mit der „Toteninsel“ Böcklins und mit dem metaphysischen Klima von Schopenhauer oder De Chirico.

Deswegen halte ich Gysis für unseren ersten europäischen Maler: Er verzichtet auf die Folklore seiner eigenen Heimat und allmählich gibt er auch die Folklore und die akademischen Bequemlichkeiten seiner neuen Heimat auf, um die Dinge innerlicher und dauerhafter zu erforschen. Etwa im „Porträt von Artemis von Naxos“, nämlich seiner Frau, schafft er es, die Herausforderung und die Gefahr der weiblichen Natur zusammenzubringen, indem er zwischen zeichnerischer Schärfe und freier Gegenüberstellung von Farbeinheiten balanciert. Dadurch malt er das vollständigste Porträt der neugriechischen Malerei.

In Deutschland setzt sich Gysis als „germanisierter Grieche“ durch. 1880 wird er zum Ehrenmitglied der Akademie der Schönen Künste in München ernannt; 1882 wird er Dozent und 1888 ordentlicher Professor an der berühmten

königlichen Akademie der Bildenden Künste. Er ist außerdem Mitglied der Künstlergruppe „Allotria“ und mischt sich in die ästhetischen Diskussionen der Zeit ein, in denen er seine idealistischen Ansichten darstellt. Gemäß dem Geist der deutschen Romantik will Gysis, wie er schreibt, „sich mit altgriechischen Sachen beschäftigen“. Diese Beschäftigung spiegelt allerdings die in seiner Zeit herrschenden Ansichten über die Antike wider.

1883 erhält der Maler von der Insel Tinos den zweiten Preis der Internationalen Ausstellung von München mit seinem Werk „Das Auswendiglernen“. In der Nationalgalerie von Athen findet man die herrlichen Studien des Künstlers zum beherrschenden Thema der letzten Phase seines Lebens, das „Hier kommt der Bräutigam“. Gysis nähert sich dem Problem mit einer mystischen Stimmung und außerordentlicher Farbenfreiheit, so dass das Ergebnis manchmal abstrakt wirkt. Befreit von allen akademischen Konventionen und auch von seinem Wunsch, verständlich für sein Publikum zu sein, malt er noch in dieser Zeit die „Litaneien“. Das sind Tintenzeichnungen auf Gelatine, die ein einzigartiges dramatisches Gefühl ausstrahlen und eine große Freiheit in den Gesten zum Ausdruck bringen.

Aus Deutschland führt Gysis tatsächlich die neugriechische Malerei vom 19. in das 20. Jahrhundert; er überreicht den Stab an den genauso idealistischen

Maler Kostis Parthenis (1878–1967), den Poeten unserer Ausdrucksweise in den bildenden Künsten. Diese zwei äußerst kultivierten Persönlichkeiten zählen zu den wichtigsten Gestalten unserer Heimat. Gysis und Parthenis halte ich nicht nur für begabte Maler, sondern auch für die Lehrer und Gestalter der neugriechischen Kultur und Sensibilität. Dabei ist es freilich absolut wichtig, dass beide, indirekt oder direkt, von der Hellenenverehrung beeinflusst werden sowie von den romantischen Symbolen, die in Bayern und besonders in München während des ganzen 19. Jahrhunderts geprägt wurden.

### III. Schlussbetrachtung

Zu den Faktoren, die das gigantische Wachstum des Neoklassizismus gefördert haben – abgesehen vom Einfluss Münchens auf das neugegründete Königreich – zählt die absolute Adoption jener konkreten künstlerischen Ausdrucksweise seitens des offiziellen Staates, die am besten der altgriechischen Vergangenheit entsprach, die politischen Zielsetzungen und der Ideologie der Monarchie („die große Idee“, nämlich die Vision von der Wiedereroberung von Orten, besonders in der Türkei und auf der Balkan-Halbinsel, wo die Griechen jahrhundertlang präsent waren) schmeichelt und als europäische „Mode“ gilt. Das griechische Großbürgertum beugt sich leicht der trügerischen Faszination

einer Kunst, die es ständig an den „antiken Marmor“, die Monumente und die Ruinen der Kultur der klassischen Antike erinnert. In dieser Zeit finden in Athen die ersten systematischen Ausgrabungen von griechischen und ausländischen Archäologen statt, die die Reliefs und die Grabstatuen des Kerameikos, die Votive der Akropolis und der anderen Heiligtümer von Attika ans Licht bringen und dadurch das Bild eines romantischen Historismus und der Rückkehr zum Geist und zur Kunst der Antike schaffen.

1835 gründen die Geschwister Malakate, Iakovos und Frangiskos, an der Ecke Korai- und Stadiou-Straße das erste „Hermoglyfeion“ (eine Werkstatt zur künstlerischen Verarbeitung von Marmor) in der Hauptstadt. Später werden in der Akadimias-Straße die Geschwister Fytalidis, Lazaros und Georgios, die erste Statuenwerkstatt gründen. In diesen beiden Werkstätten werden Kunsthandwerker arbeiten, die ihre Flachreliefs mit den dekorativen architektonischen Motiven des Klassizismus austauschen. Es gibt viel Arbeit: 1836 bis 1840 wird der Königliche Palast gebaut, nach einem Plan von Gärtner und gemäß dem Muster des Palazzo Pitti in Florenz. Hauptverantwortlich für den Bau ist Antonios Lytras von der Insel Tinos, der Großvater von Nikiforos. Allen fast panhellenischen Bemühungen und dem persönlichen Interesse Ludwigs zum Trotz scheint es, dass das Gebäude den Zeitgenossen nicht gefällt.

Der berühmte „Ed. About“ bezeichnet es als „depressives Lager“. 1839 beginnt der Bau der Hansen-Trilogie, zuerst mit dem Universitätsgebäude. 1842 folgt die Kathedrale (Metropolis), 1859 die Akademie, 1862 die Polytechnische Schule (nach Plänen und unter der Aufsicht von Lyssandros Kautantzoglou), 1866 das Archäologische Museum, 1866 der Alte Landtag von Boulanger.

1837 wird nach einer Verordnung von Otto die „Schule der Künste“ gegründet, 1847 übernimmt der bayerische Bildhauer Siegel, ein Schüler des akademischen Künstlers Schwantaler, den Lehrstuhl für Bildhauerkunst. Bis 1858 schult er eine ganze Generation von griechischen Künstlern. Zu seinen Schülern gehören sein späterer Nachfolger (1859–1868) Georgios Fytalis und Ioannis Kossos. Kossos gilt als der erste Bildhauer des neogriechischen Staates. Sein Vater, Petros, machte noch Galionsfiguren. Kossos steht unter dem unmittelbaren

Einfluss der heroischen Vergangenheit und möchte „epischer“ Künstler werden (Statue von Rigas Feraios an den Propyläen). Für die Bildhauerkunst ist er so etwas wie Vryzakis für die Malerei. Trotz ihrer technischen Kenntnisse können beide eine gewisse Naivität in der Wiedergabe der Form nicht vermeiden. Ihr Denken ist naiv, und das führt zu einer naiven Konzeption und Darstellung ihrer Themen. In dieser Zeit gehen viele griechische Bildhauer als Stipendiaten an die Münchner Akademie und lernen diese Kunst bei Max von Widmann, einem Verehrer von Canova; Widmann spielt für die griechischen Bildhauer die Rolle, die Piloty für die Maler spielt. Es ist trotzdem klar, dass die Bildhauerkunst weniger als die Malerei von einer Münchner Schule beeinflusst wird.

1868 wird Leonidas Drosis Professor für Bildhauerkunst. Dieser ist Sohn eines Bayern mit Nachnamen Dorsch und verbindet Barockes und Klassizismus.

Erst 1866 kehrt er aus München zurück. Als Schützling des Barons Simon Sinas übernimmt er die Anfertigung des figürlichen Schmucks der Akademie (Giebel, Statuen von Apollo und Minerva). „Penelope“ gilt als sein Hauptwerk und befindet sich in der Nationalpinakothek von Athen. Hier werden die technischen Kapazitäten des Bildhauers, aber auch die Einflüsse von Canova deutlich. Seine Arbeit wird von einem Formalismus gekennzeichnet, der ihn daran hindert, neue plastische Möglichkeiten zu erforschen. Zu seinen Schülern zählen Chalepas, Bonanos, Lazaros Sochos und Iakovidis. Drosis stirbt 1882 im Alter von 42 Jahren; er schafft es nicht, sein Werk zu vollenden. Seine Ideologie und die Atmosphäre, in der er lebt, erinnern an den Fall des Malers N. Kounelakis.

Die Person, die den selbstständigen Charakter der neugriechischen Bildhauerkunst im 19. Jahrhundert repräsentiert, ist Yannoulis Chalepas. Chalepas

wird in Pyrgos auf der Insel Tinos im Jahr 1851 geboren und stirbt 1938 in Athen. Als junger Mann kommt er dorthin und schreibt sich an der „Schule der Künste“ ein, als Schüler von Leonidas Drosis. Außerordentlich talentiert, geht er später nach München und studiert bei Max von Widmann. Aus unbekanntenen Gründen beendet die Stiftung „Panagia von Tinos“ sein Stipendium, deswegen sieht er sich gezwungen, 1875 nach Griechenland zurückzukehren. Er ist nur 24 Jahre alt und verfügt über einen direkten Kontakt zu seinem Material, er kennt seine Kunst, er hat Ideen, die er realisieren möchte. Mit seinem langjährigen Wirken überwindet er den Neoklassizismus von München und öffnet sich dynamisch zur Avantgarde Europas im 20. Jahrhundert, neben Brancusi, Giacometti, Käthe Kollwitz und Henry Moore. □

(Übersetzung: Georgios Vlantis)

## Festabend zu Ehren von Erzpriester Apostolos Malamoussis

Grußwort von Florian Schuller

Eure Eminenz, sehr verehrter Herr Prof. Kalaitzidis, liebe griechische und bayerische Mitmenschen!

Griechenland ist zunächst kein Land, zumindest nicht für die Menschen in München. Für die ist Griechenland zuerst eine Person, ein Mensch mit konkretem Namen: Apostolos Malamoussis.

Denn wer an Griechenland denkt, kommt nicht vorbei an ihm: dem Erzpriester des Ökumenischen Patriarchats, dem Bischöflichen Vikar in Bayern der griechisch-orthodoxen Metropole von Deutschland.

Es gibt wohl in München keine wichtige Veranstaltung oder keinen öffentlichen Termin ohne ihn. Nicht zu übersehen ist er, dort in den ersten Reihen, den für besonders wichtige Menschen reservierten Plätzen. Mit seiner typischen Kopfbedeckung, dem Kamilavkion, gehört er zum festen Bestandteil des öffentlichen Münchner Lebens. Wäre er nicht da, müsste man fragen:

Ist Apostolos denn krank?

Er kommt immer rechtzeitig vor Beginn einer Veranstaltung, um mehr oder weniger alle Anderen mit einer herzlichen, intensiven Umarmung und einem mediterranen Wangenkuss zu begrüßen. Denn er kennt ja alle, die eingeladen wurden, egal von wem oder welcher Institution.

Manchmal meint man, Apostolos Malamoussis müsse die Gabe der Bilkation besitzen. Und man denkt dann an jene Geschichte des früheren deutschen Außenministers Hans-Dietrich Genscher. Von dem wird erzählt, er sei sich einmal über den Wolken selber begegnet: Mit dem einen Flugzeug flog er nach den USA, mit dem anderen kam er eben zurück und konnte sich so von Fenster zu Fenster zuwinken. Ähnlich unser Erzpriester: er macht es allerdings nicht mit dem Flugzeug, sondern zu Fuß, mit der U-Bahn oder dem Auto.

So wurde, vor allem auch durch sein unermüdliche Engagement, die Gemeinschaft der Griechinnen und Griechen in der gesamten Münchner Stadt-

bevölkerung zu jener nationalen Minderheit, die die bestintegrierte ist, die beststrukturierte, die bestbekannteste, die bestgeachtete, die bestgeliebte.

Für uns, die Katholische Akademie Bayern, besonders erfreulich: Apostolos Malamoussis und seine ökumenisch so positive Grundhaltung. Bereits an seinem ersten deutschen Dienort, in Ludwigshafen, freundete er sich mit dem zuständigen katholischen Bischof von Speyer an. Es gibt da die nette Geschichte: Die kleine Tochter der Familie Malamoussis sieht den katholischen Bischof im Fernsehen und ruft ganz begeistert: „Das ist ja unser Bischof!“ So etwas nenne ich ökumenische Sozialisation in einer orthodoxen Pfarrfamilie.

Im Jahr 1982 gingen dann beide nach München. Apostolos Malamoussis als Pfarrer der griechisch-orthodoxen Gemeinde, und der bisherige Bischof von Speyer als neuernannter Erzbischof von München und Freising: Friedrich Wetter, kurze Zeit später Kardinal. Und beide bleiben in engem Kontakt, bis heute.

Eine Freundschaft, die nicht nur in der Stadtarchitektur Münchens deutliche Spuren hinterlassen hat.

Im Griechischen scheint es ein Sprichwort zu geben, das genauso auch im Deutschen vorkommt: „Δείξε μου τους φίλους σου και θα σου πω ποιός εισαι.“ Auf Deutsch: „Zeig mir deine Freunde, und ich sag dir, wer du bist.“

Stimmt diese Lebensweisheit, und betrachten wir die vielen bayerischen Freunde von Apostolos Malamoussis, dürfen wir auf die Frage, wer er denn sei, antworten: Er ist ein Bayer, ein Münchner. Aber weil wir auch seine Freunde geworden sind, dürfen wir genauso sagen: er hat uns ein Stück weit zu Griechen gemacht.

Für beides sei heute unter seinem heimatlichen griechischen Himmel dem Bischöflichen Vikar Apostolos Malamoussis vielmals gedankt. In diesem Sinn mit ihm und seiner lieben Gattin auf viele weitere, von Gott gesegnete Jahre!



Metropolit Ignatios (zweiter von links) zeichnete den Münchner Erzpriester Apostolos Malamoussis (rechts daneben) mit dem höchsten Orden seiner Heimatdiözese Volos aus. Links im

Bild Ehefrau Athanasia Malamoussis mit der Urkunde, rechts Florian Schuller, der eine Laudatio auf Neugriechisch hielt.



Nach dem Festakt zur Ordensverleihung am Ende der gemeinsamen Tagung der Katholischen Akademie Bayern und der Orthodoxen Akademie Volos ließ es

sich Erzpriester Apostolos Malamoussis nicht nehmen, selber einen griechischen Volkstanz anzuführen.

# Religiöse Verschiebungen in Deutschland. Kirchenschrumpfung und -wachstum

Michael N. Ebertz

## I.

Nach der Wende durch den Niedergang des osteuropäischen Sozialismus hieß es, dass Deutschland nun protestantischer werden würde. Deutschland ist allerdings seit 1989 weder protestantischer noch katholischer, sondern konfessionsloser und zugleich religionspluraler geworden. Zugleich hat sich die Kirchenkrise auch auf katholischer Seite verschärft. Faktisch ist Deutschland nicht nur ein konfessionell gespaltenes Land, wobei seit Jahren schon die Katholikinnen und Katholiken gegenüber den evangelischen Kirchenmitgliedern die Bevölkerungsmehrheit stellen: 2015 sind rund 29 Prozent katholisch, gut 27 Prozent evangelisch, etwa zwei Prozent gehören einer orthodoxen Kirche an – die Christenquote liegt also bei knapp 60 Prozent. In den nördlichen Bundesländern liegt der Katholikenanteil zwischen sechs Prozent (Schleswig-Holstein) und 17 Prozent (Niedersachsen). In den südlichen Bundesländern liegt der Katholikenanteil erheblich höher. Nicht Bayern (mit 52 Prozent), sondern das Saarland (mit 61 Prozent) hat die stärksten Katholikenanteile.

In religiöser und weltanschaulicher Hinsicht ist Deutschland geographisch auch in Westdeutschland und Ostdeutschland gespalten – mit einem überwiegenden Anteil von Konfessionslosen in Ostdeutschland. In Sachsen-Anhalt liegt ihr Anteil über 80 Prozent, in Thüringen, der Ursprungsregion der lutherischen Reformation, bei mehr als zwei Drittel (circa 68 Prozent). In den östlichen Bundesländern sind je nach Region zwischen drei und zehn Prozent der Bevölkerung katholisch. Die geographische Verteilung zeigt somit eine gewisse Dreiteilung Deutschlands in den katholischen Südwesten, den evangelischen Norden und den konfessionslosen Osten: Durch die Wiedervereinigung mit den überwiegend konfessionslosen Bürgern in den östlichen Bundesländern stieg der Anteil der Konfessionslosen zunächst auf 22,4 Prozent. Zugleich verstärkten sich in den 1990er Jahren in beiden Teilen Deutschlands die Mitgliederverluste beider Kirchen, sodass 2003 bereits 31,8 Prozent der Gesamtbevölkerung ohne Konfession waren. Damit wuchsen die Konfessionslosen zu zunächst ähnlich großen Anteilen in der Bevölkerung an diejenigen der evangelischen und der katholischen Kirchenmitglieder.

Heute (2014) dominiert der Anteil der Konfessionslosen, liegt er doch bei etwa 34 Prozent. Überwiegend konfessionslos sind inzwischen viele Großstädte auch in West-Deutschland geworden, allen voran die Stadtstaaten Hamburg und Berlin. Aber auch in Süddeutschland zeigt sich diese Entwicklung. Stuttgart als die Landeshauptstadt Baden-Württembergs verliert zum Beispiel den Status als evangelisch geprägte Stadt immer mehr, da die Zahl der Einwohner keiner oder einer anderen Religionszugehörigkeit deutlich zunimmt. Inzwischen (2012) gehören dort, wo 1534 die Reformation eingeführt wurde, nur noch etwa 50 Prozent der Einwohner der evangelischen (27 Prozent) und der römisch-katholischen (24 Prozent) Kirche an. Ende 2015 berichtete das Statistische Amt Münchens, dass die Zahl sowohl der

Protestanten (11,9 Prozent) als auch der Katholiken (33,1 Prozent) alljährlich sinkt, während der Anteil der Konfessionslosen zunimmt. Bei einer Mehrheit von 54 Prozent jedenfalls lag keine Religionsangabe vor.

Trotz des Lutherjahres 2017 geht es in den aktuellen religions- und gesellschaftspolitischen Debatten weniger um den für die deutsche Geschichte so blutig gewordenen und so prägend gewordenen Konfessionskonflikt – Heinz Dieter Kittsteiner nennt den Dreißigjährigen Krieg das große Trauma der deutschen Geschichte. Dieser Konfessionskonflikt konnte nicht zuletzt auch durch eine entsprechende Subsidiaritätspolitik, welche die materielle und ideelle Teilhabe der Kirchen und ihrer Wohlfahrtsorganisationen verbandlicher Caritas und Diakonie an der Entfaltung einer der wichtigsten Dimensionen moderner Staatlichkeit, nämlich des Wohlfahrtsstaats, sicherstellte, gebändigt werden.

In den religions- und gesellschaftspolitischen Debatten geht es derzeit vor allem um die Menschen, die nach Deutschland als Flüchtlinge kommen und von denen ein Großteil muslimischen Glaubens ist. In seinem Jahresgutachten vom April 2016 hat der „Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration“ eine Herausforderung formuliert, die in Deutschland immer mehr auf der religionspolitischen Tagesordnung stehen wird: „Wie werden wir“, so heißt es in dem Gutachten, „in Zukunft unser Zusammenleben in Deutschland gestalten angesichts der religiösen Pluralisierung, die mit Einwanderung verbunden ist, wenn wir zugleich in einer Gesellschaft leben, in der der Anteil nicht gläubiger Menschen wächst?“

Tatsächlich ist es so, dass auch Politiker nachweislich immer weniger das Selbstbild Deutschlands als einer kulturchristlichen Wertegemeinschaft pflegen, sondern das Leitbild der religionspluralen Gesellschaft bevorzugen. Allerdings zeigen neuere Studien auch, dass Christinnen und Christen, insbesondere diejenigen mit niedriger (54,7 Prozent) und mit mittlerer (53,3 Prozent) Bildung, den christlichen Glauben für wichtig halten, um zur deutschen Gesellschaft dazuzugehören, während Christinnen und Christen mit hoher Bildung eine solche Vorstellung mehrheitlich (zu 58,6 Prozent) ablehnen, so jenes Jahresgutachten.

Nach der religionspolitischen Verschiebung durch die Weimarer Reichsverfassung von der hierarchischen Überordnung des Protestantismus zu seinem Nebeneinander mit dem Katholizismus erleben wir in Deutschland einhundert Jahre später eine neue religionspolitische Verschiebung: Die „Entthronung“ des Christentums zugunsten seiner Nebenordnung mit dem Islam: Der „früher ... vertretene religionspolitische Weg, den ‚klassischen‘ und ‚staatstragenden‘ Religionen (insbesondere dem Christentum) zahlreiche Rechte und Entfaltungsmöglichkeiten im öffentlichen und staatlichen Raum zu garantieren, diese anderen (‚staatsfernen‘) Religionen aber vorzuenthalten, hat mittlerweile an Überzeugungskraft und Unterstützern verloren. In einer ... für Diskriminierung sensiblen Gesellschaft ist eine solche Politik zunehmend fragwürdig geworden“, so noch einmal das bereits genannte Jahresgutachten: Das neue Schlagwort heiße „religionspolitischer Multikulturalismus“. Deutschland ist somit

- ein konfessionell wie religiös auch geographisch gespaltenes Land
- mit einem wachsenden Anteil von Konfessionslosen
- wie von Muslimen
- und schrumpfenden Kirchen
- sowie abnehmender Bedeutung der gesellschaftlichen Bedeutung des christlichen Glaubens
- bei gleichzeitiger wohlfahrtsstaatlicher Funktionalisierung der Kirchen geworden. Deutschland wird tatsächlich säkularer, auch säkularistischer, und zu-

gleich multireligiös. Hauptfaktor der religiösen Pluralisierung ist die Zuwanderung: „Durch sie verbreitert sich zum einen das Spektrum der christlichen Religionen“, so heißt es in jenem Jahresgutachten missverständlich, aber wortwörtlich, „zum anderen wurden vormals in Deutschland kaum vertretene Religionen (wie etwa der Islam) importiert und zwischenzeitlich verschwundene (und im konkreten Fall des Judentums: nahezu ‚ausgelöschte‘) Religionen neu etabliert.“ Irritierend ist in diesem Zitat nicht nur die Rede von der Pluralität der „christlichen Religionen“, sondern auch die ausgeblendete Tatsache der enormen religiösen Pluralität der Muslime, womit der Befund der religiösen Pluralisierung noch einmal bestätigt wird.

Umstritten werden deshalb in Zukunft zum einen die Fälle sein, die man ‚exemption claims‘ nennt, also Ansprüche „zwischen den aus der Religionsfreiheit abgeleiteten Rechten und grundrechtlich geschützten Normen, die oft ebenfalls Verfassungsrang haben“ (Jahresgutachten 2016, 17) – das Kopftuchthema, die Blasphemiethematik oder die Wünsche, Kinder von Teilen des Schulunterrichts befreien zu lassen, gehören etwa hierzu. Zum anderen wird es auch um Konflikte im Zusammenhang mit „parity claims“ gehen, „in denen neue Religionsgemeinschaften auch für sich Entfaltungsmöglichkeiten reklamieren, die den etablierten christlichen Kirchen zur Verfügung stehen“ („parity claims“). Konflikthaft werden diese Fälle zumal dann, wenn die neuen Religionen nicht als verlässliche und verbindliche Kooperationspartner des Staates zu agieren vermögen und sich nicht von ausländischen Einflüssen lösen können.

Der religionspolitische Multikulturalismus wird – nicht nur seitens des wachsenden Anteils der Konfessionslosen – aber auch im Blick auf seine Zeitgemäßheit in Frage gestellt, weil er „in einem religiös vielfältigen und säkularen Deutschland zu Problemen führt. Dies gilt etwa für den Bereich des kirchlichen Arbeitsrechts, das Religionsgemeinschaften gegenüber dem allgemeinen Arbeitsrecht weitgehende Sonderrechte einräumt“, für „den Aufbau einer



Über Religion und Kirche in beiden Ländern sprachen der Freiburger Religionssoziologe Professor Michael Ebertz (links) und sein griechischer

Kollege Vassilios Makrides, der in Erfurt lehrt (rechts). Moderiert wurde der letzte Teil der Tagung von Pantelis Kalaitzidis (Mitte).



Die großen christlichen Kirchen in Deutschland verlieren vor allem bei der Jugend an Zuspruch. Bei Katholiken dürfte die Firmung (unser Foto stammt

aus dem Bistum Münster) bald nicht mehr zu den Selbstverständlichkeiten gehören ...

Foto: KNA/Harald Oppitz

islamischen Theologie an deutschen Hochschulen, in deren Rahmen Verbänden mit fraglicher Legitimität zu große Mitspracherechte eingeräumt wurden“, oder für „die vom Gesetzgeber in großer Eile erlassene Beschneidungsgestattung, die vor allem hinsichtlich der Schmerzbehandlung der Kleinkinder einiges im Unklaren“ lasse (Jahresgutachten 2016).

In dieser Lage wird zunehmend darauf hingewiesen, dass es der deutschen religionsverfassungsrechtlichen Tradition entspreche, „sich gegenüber Religionen und religiösen Bedürfnissen in besonderer Weise offen zu zeigen“; das deutsche Recht erweise sich „als flexibel“ und ermögliche „Lösungen, die Zuminungen für religiös gebundene Menschen nach Möglichkeit vermeiden und mit denen daher alle gut leben können“. Voraussetzung hierfür sei „aber eine gewisse Mäßigung in religiösen Dingen. Wenn die eigenen religiösen Maßstäbe nicht absolut gesetzt werden, dann wird religiöse Freiheit nicht zur Grundlage für Konflikte“ (Jahresgutachten 2016).

## II.

Tatsächlich entspricht die Haltung der Mehrheit der Kirchenmitglieder in Deutschland diesem Postulat, die eigenen religiösen Maßstäbe nicht absolut zu setzen, wenn man ihre Einstellungen zur eigenen Religion zur Kenntnis nimmt. Es breitet sich nämlich die Neigung zu einem inklusiven Religionsverständnis aus, in jeder Religion nur

Varianten des Gleichen zu vermuten. Der Konstanzer Soziologe Bernhard Giessen sieht diese Neigung zu einem inklusiven Religionsverständnis in unserer Gesellschaft weit verbreitet, ja als Bestandteil unserer „inkluisiven Kultur“, die sich vor dem Hintergrund der blutigen europäischen Religionsgeschichte herausgebildet hat: „Nach den europäischen Religionskriegen und der Aufklärung hat die inklusive Kultur der westlichen Moderne die Frage nach dem wahren Glauben suspendiert ... Wir bemühen uns um Toleranz und überlassen Glaubensfragen der Vorliebe oder Überzeugung der Einzelnen“. Weil der Gottesglauben „starke Solidarität mit Schwachen, Armen und Bedrängten stiften, aber auch Hass säen und Feindschaft begründen“ könne, haben fast alle europäischen Staaten, voran die konfessionell gemischten Staaten, „versucht“, so Friedrich Wilhelm Graf, „die destruktiven Elemente religiösen Bewusstseins zu neutralisieren und den Glauben zu zivilisieren“.

Diese religionspolitische Zivilisierungsstrategie, die heute auch im Blick auf den Islam verfolgt wird, ist in der Vergangenheit nicht zuletzt auch über die subsidiaritätspolitische Einbindung der Kirchen und ihrer Wohlfahrtsverbände in den deutschen Wohlfahrtsstaat erfolgt, was – so meine These – zur Selbstzivilisierung der eigenen Bekenntnisreligion beiträgt. So haben wir diese Neigung zu einem inklusiven Religionsverständnis in einer eigenen empirischen

Erhebung („Spiritualitäten als Ressource für eine dienende Kirche“) auch und gerade bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der verbandlichen Caritas gefunden. Diese Neigung kommt etwa darin zum Ausdruck, dass sie den kirchlichen „Dogmatismus“ oder „Exklusivismus“ ablehnen, zumal die Caritas-Mitarbeitenden in verschiedenen sozialen Kontexten präsent sind und ihre Klientel zumeist multireligiös strukturiert ist.

Die Vorstellung jedenfalls, eine scharfe Identitätsgrenze zu ziehen, nur die eigene Religion ins Recht zu setzen, und die anderen ins Unrecht, ihr allein den Wahrheitsstatus zuzuschreiben und daraus missionarische Impulse abzuleiten, schwindet nicht nur unter den Jüngeren dahin. Die Bereitschaft, „möglichst viele Menschen für meine Religion zu gewinnen“, ist in Deutschland nur mäßig ausgeprägt. Anders als viele Muslime sind die Kirchenmitglieder in Deutschland keine religiösen Missionare. Dem entspricht ebenfalls der Befund, dass die tendenziell fundamentalistische Überzeugung, „dass in religiösen Fragen vor allem meine eigene Religion Recht hat und andere Religionen eher Unrecht haben“, in Gesamt- beziehungsweise in Westdeutschland (69 beziehungsweise 70 Prozent) auf hohe Ablehnung stößt.

Inzwischen müssen wir von einer wachsenden religionsinternen Pluralisierung auch unter katholischen Kirchenmitgliedern ausgehen. So sind zum Beispiel die spirituellen Orientierungen der

von uns untersuchten Mitarbeitenden der Caritas mehrheitlich in den christlichen Kirchen verankert und basieren auf einem christlichen Wertefundament, sie machen aber weder an den konfessionellen noch an den christlich-religiösen Grenzen Halt. Damit tendiert eine erhebliche Zahl der Mitarbeitenden der verbandlichen Caritas nicht nur zu einem inklusiven Religionsverständnis, sondern auch zu einem Synkretismus in zentralen Glaubensfragen, der sich auch innerhalb der Kirchen als Teil religionsinterner Pluralisierungsprozesse ausdehnt.

Konkret heißt dies zum Beispiel: Mehr als ein Drittel der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas sind reinkarnationsgläubig: 38,6 Prozent. Jedenfalls halten sie – so war das Item formuliert – „Reinkarnationen für möglich. Sie fragen eher: ‚Warum sollte es nicht möglich sein? Bei Gott ist alles möglich!‘“ Reinkarnationsgläubig sind beinahe genauso viele derjenigen, die „das Christentum für das Fundament ihres persönlichen Wertesystems“ halten. Auffällig ist zudem, dass ein erheblicher Anteil nicht nur den Glauben an ein Leben nach dem Tod, sondern auch den Auferstehungsglauben mit Reinkarnationsvorstellungen vereinbar hält. Mehr als 40 Prozent derer, die an ein Leben nach dem Tod glauben oder daran, dass es eine Auferstehung der Toten gibt, sind in diesem Sinne reinkarnationsgläubig. Was theologisch-dogmatisch auseinanderzuhalten ist, vermögen nicht wenige Nicht-



Foto: KNA

... genauso wenig bei den Protestanten die Konfirmation (Das Bild zeigt jugendliche Konfirmanden in der Osternacht).

Theologen zusammenzubringen. Was, „theo“-logisch gesehen, abwegig und als Widerspruch erscheint, kann subjektiv, sozusagen „ego“-logisch, gesehen durchaus als sinnvoll empfunden werden.

### III.

Solche und andere Befunde lassen sich auf eine massive Erosion der Reproduktions- und Sozialisationsbedingungen der Kirche zurückführen. Dies gilt in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht.

In quantitativer Hinsicht zeigt sich, dass in den beiden großen Volkskirchen in Deutschland nicht nur ein Minorisierungs-, sondern auch ein Alterungsprozess eingesetzt hat. Besonders deutlich und exemplarisch lässt sich diese Änderung am Beispiel Stuttgart zwischen 1975 und 2012 am Zugang junger Leute bei den sonstigen Religionen und den Religionslosen und ihrem gleichzeitigen Rückgang bei katholischen und evangelischen Einwohnern erkennen. So zeigt sich, dass die junge evangelische Bevölkerung (bis 18 Jahre) zwischen 1975 und 2012 um mehr als zwei Drittel geschrumpft ist, die junge katholische um knapp zwei Drittel und die Zahl der jungen Anhänger sonstiger Religionen oder Religionsfreien auf das reichlich Zweieinhalbfache angestiegen ist.

Da unter den aus der Kirche Austretenden vermehrt junge Erwachsene sind, die Zahl der Geburten zurückgeht und mehr Kirchenmitglieder sterben und aus-

treten als durch Taufe hinzugewonnen werden, kann – so auch der Soziologe Christof Wolf – auf eine wachsende Überalterung des Mitgliederbestands und darüber auf eine Beschleunigung des Mitgliederschwunds geschlossen werden. Die zunehmende Überalterung der Kirchenmitglieder trägt dazu bei, dass die Zahl der Kirchenmitglieder nicht nur durch hochschnellende Kirchengaustrittszahlen schrumpft, sondern auch durch einen wachsenden Bestatigungsüberschuss gegenüber den Taufen. Auch wenn in den letzten Jahren verstärkt auf die Jugend gesetzt wird, um diese wieder an die Kirche zu binden, haben diese Aktionen oft nicht den gewünschten Effekt.

Dies hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, dass Familien nicht mehr die kirchlich-religiöse Qualität ihres Nachwuchses sicherzustellen in der Lage sind. Dieser wird zwar mehrheitlich getauft, aber kaum mehr kirchlich sozialisiert. Konnte die Kirche ihr Wachstum, die Reproduktion ihrer Mitgliedschaft wie ihres hauptamtlichen Personals, insbesondere der Priester, bislang weitgehend über die Familien und ihre kirchlichen Sozialisationsleistungen erbringen, fällt dieser Königsweg des Wachstums der Kirche bereits seit Jahren weitgehend aus. Hierfür gibt es schon strukturelle Gründe, wenn man etwa an die Zusammensetzung des Familienpersonals denkt, die immer weniger aus konfessionell homogenen Eltern besteht. Allein diese Tatsache lässt die – nun auch im neuesten Wort der deutschen Bischöfe

vom Februar 2017 aufgewärmte – Rede von der Familie als Hauskirche nicht nur anachronistisch, sondern als völlig realitätsfern erscheinen. Immer mehr Geburten sind nichtehelich – ein weiterer von vielen Hinweisen, dass Familienbegriff und Familienleben nicht mehr der christlichen Tradition gehorchen.

Auch kulturell zeigen empirische Studien, dass die Plausibilität eines für eine gelungene Ehe gemeinsamen religiösen Bandes mehrheitlich sinkt. Für die Ehe halten einen gemeinsam geteilten Glauben immer weniger junge Leute in Westdeutschland für „sehr wichtig“. Es sind nur noch 11,6 beziehungsweise 11 Prozent („ziemlich wichtig“: 27,5 beziehungsweise 28,7 Prozent) in den beiden jüngsten Generationen. Wer heute von der Privatisierung des Glaubens spricht, kann damit nicht das private Zusammenleben der Geschlechter meinen. Vielmehr schlägt die Privatisierung des Glaubens auch eine Kluft im privaten Zusammenleben.

Zwar ist der gesamtgesellschaftliche Kurswert von Familie in Deutschland hoch, wenn nicht sogar gestiegen, allerdings wird mit ihr seitens der Familienmitglieder immer weniger ein Auftrag zur religiösen Erziehung und kirchlichen Sozialisation verbunden. Diese Sozialisationsabbrüche sind empirisch spätestens seit den 1990er Jahren beobachtbar mit der Konsequenz, dass auch diejenigen kirchlichen Bemühungen, die das religiöse Sozialisationsgeschehen der Familien unterstützen sollen (Religions-

unterricht, Sakramentenkatechese, Kinder- und Jugendpastoral), gewissermaßen in der Luft hängen, das heißt: nicht mehr auf den entsprechenden Vorleistungen der Familien aufbauen können. Das Zusammenspiel dieser Orte kirchlich-religiöser Sozialisation ist deshalb erodiert, der ehemalige Königsweg der Reproduktion der Kirche kann immer weniger als begehbar vorausgesetzt werden. Bemühungen, ihn kirchlicherseits zu stabilisieren, laufen zumeist ins Leere, da solche Maßnahmen die gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen der Erosion des kirchlichen Sozialisationsgeschehens der Familien nicht korrigieren können.

Neuerdings ist sogar vom Beginn eines „allmählichen Prozesses des endgültigen, nachwuchslosen Absterbens“ (Gregor Siefer) auch und gerade der katholischen Kirche in Deutschland die Rede, eines Prozesses, der sich aktuell in „eine Art von Überlebenskampf“ zuspitzt. Das Reservoir, spezielles kirchliches Personal für die männliche Priesterschaft zu gewinnen, hat sich erheblich reduziert, was auch mit der Zölibats- und der Bildungsschranke, aber auch mit dem demographischen Wandel zusammenhängt; denn in den an Kinderzahl kleinen Familien sinkt schlicht die absolute Zahl von Jungen, die als künftige Kleriker in Frage kämen. Dieser Engpass ist schon seit Jahrzehnten ebenso absehbar wie die wachsende Überalterung des Klerus. In den letzten Jahren lag die Zahl der Priesterweihen jeweils mal knapp, mal



*Auch beim Essen ging den Religionssoziologen der Gesprächsstoff nicht aus: Vassilios Makrides (rechts), Michael Ebertz (Mitte) mit seiner Frau Beate (links).*

deutlich unter 100 (2007: 110, 2009: 99; 2013: 98; 2008: 93; 2014: 75; 2015: 58), „die Zahl der Pensionierungen sowie die Zahl der Todesfälle bewegt sich jährlich um jeweils 350, sodass jeder neu Geweihte etwa sieben ausscheidende Mitbrüder ersetzen muss“ (Gregor Siefer). Das Durchschnittsalter des katholischen Klerus in Deutschland liegt derzeit bei gut 60 Jahren.

Darüber kommt es zu Strukturreformen, durch die sich die pastoralen Territorien – in der Konsequenz – immer weiter in die Fläche dehnen, was für einige schmerzliche Einschnitte in die alten Sach-, Zeit- und Sozialstrukturen kirchlichen Lebens und Erlebens mit

sich bringt. Kirche verliert nicht nur an gesamtgesellschaftlicher Integrationskraft, sondern auch an lokaler Integrationskraft, was viele Kirchenmitglieder als „Heimatverlust“ bezeichnen. Inzwischen werden in allen deutschen Diözesen die örtlichen pastoralen Strukturen so umgebaut, dass die Zahl der unteren pastoralen Einheiten der (in etwa zehn Jahren) prognostizierten Zahl der leistungsfähigen Priester entspricht. Die Leitung dieser unteren pastoralen Einheiten, die in den deutschen Bistümern unterschiedliche Namen tragen (zum Beispiel Pfarreien neuen Typs, Pfarreien-gemeinschaften, Pfarrverbände, Seelsorgsbereiche, Seelsorgeeinheiten) sollen

dem Klerus anvertraut bleiben. Da die Möglichkeit, den Kreis der hauptamtlichen Leiter einer Pfarrei durch Nicht-Kleriker zu erweitern, nicht genutzt wird, erhöht sich das pastorale Betreuungsverhältnis, so Gregor Siefer, auf etwa 1:25.000, was wohl auch das weitere Absinken des Anteils (2015: circa 10,4 Prozent) der sonntäglichen Kirchgänger erhöhen wird.

Das kirchliche Kernpersonal, das in Deutschland vergeist, trägt damit immer weniger dazu bei, dass die Bindungskraft der Kirche für junge Leute steigt, zumal die sozialisatorische Prägekraft der Familien erheblich nachlässt und auch vom Religionsunterricht nicht kompensiert

werden kann. Dass das ehemalige Zusammenspiel dieser Sozialisationsgrößen gekappt ist, gilt auch im Blick auf die Pfarrgemeinden. Denn auch das Image der Kirchenbesucherinnen und -besucher ist in den Augen der Jungen nicht cool. Wo Langeweile droht, entsteht für die nachwachsende Generation eine No-go-area. Ihre ästhetischen Erwartungen sehen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Gottesdiensten und an den Gottesdienstteilnehmer(inne)n nicht berücksichtigt – das reicht ihnen schon als Argument. „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ finden bei ihnen keine Plausibilität.

Die Zukunft der Kirche wird sich auch auf einem ästhetischen Markt erweisen, auf dem andere religiöse Gemeinschaften resonanzfähiger sind. Auch Muslime werben schon längst für „das ästhetische Erleben des Koran“. „Religionen haben ihre Ästhetik“, heißt es im Werbetext für Kermanis Buch „Gott ist schön“ weiter: „Sie sprechen in Mythen und Bildern, sie binden ihre Anhänger durch die Anziehung ihrer Formen, Klänge und Rituale und nicht zuletzt durch die Poesie ihrer Texte. Für den Koran, das Gründungsdokument des Islams, gilt dies in besonderer Weise, ist doch das größte und für viele Theologen einzige Bestätigungswunder Mohammeds die sprachliche Schönheit und Vollkommenheit seiner Verkündigung. Die musikalische Rezitation des göttlichen Wortes ist für gläubige Muslime eine ästhetische Grunderfahrung und Ausgangspunkt faszinierender Gedankenreisen, die im Mittelpunkt dieses Buches von Navid Kermani stehen.“ Eine der entscheidenden Fragen wird sein, ob die Kirche in der Lage sein wird, die „Freude des Evangeliums“ nicht nur zu behaupten, sondern auch erlebnisförmig zu vermitteln und ihre eigenen „spirituellen Ressourcen“, von denen „Amoris laetitia“ in den Nummern 204 und 211, spricht, zu entfalten.

#### IV.

Weitgehend dominant sind die Kirchen in Deutschland nach wie vor auf dem sozialstaatlich regulierten und finanzierten Sektor sozialer Dienstleistungen, was im Vergleich mit den Formen kirchlicher Präsenz in anderen europäischen Ländern deutlich erkennbar wird, auch im Vergleich mit den



*Äbtissin Theodekti, die das Frauenkloster Anatoli auf einem Berg bei Larisa leitet, im Gespräch mit Georgios Vlantis, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft*

*christlicher Kirchen (AcK) in Bayern, der wesentlich an Vorbereitung, Durchführung und Nacharbeit der Exkursion mitgewirkt hat.*



*Schwester Theoktisti – hier mit dem Ehepaar Ebertz – war eine kundige Führerin durch das Kloster Anatoli. Und dabei ging es längst nicht nur um*

*die alten Mauern, sondern noch viel mehr um das geistliche Leben der international ausgerichteten Gemeinschaft mit ihren 30 Schwestern.*

orthodoxen Kirchen, wenn ich recht sehe. Das von den deutschen Katholiken unterhaltene Gefüge von Organisationen und Einrichtungen wird erst auf dem Hintergrund der für Deutschland typischen – ehemals blutigen – Konkurrenz der Konfessionen und eines bestimmten Staats-Kirche-Verhältnisses verständlich, das auch als kooperative Trennung bezeichnet wird. Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ist diese deutsche „Sozialkirche“ – seit ihrer Gründung 1848 in Gestalt der Inneren Mission, des heutigen Diakonischen Werks der evangelischen Kirchen und in Gestalt des Deutschen Caritasverbandes seit 1897 – ein Unikat.

### *So entwickelt sich die katholische Kirche in Deutschland eher zur öffentlichen Dienstleisterin statt zur Glaubensgemeinschaft.*

Allein die verbandliche Caritas mit inzwischen mehr als 600.000 voll- und teilzeitbeschäftigten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – 80 Prozent Mitarbeiterinnen! – ist der größte nichtstaatlichen Arbeitgeber nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Sein Wachstum von rund 100.000 Mitarbeitenden 1950 auf rund 600.000 Mitarbeitende heute geht ja keineswegs mit einer gesellschaftlichen Aufwertung von Kirche und Christentum, sondern – gegenläufig zu Prozessen der Entkonfessionalisierung und Entkirchlichung – mit der Expansion des deutschen Wohlfahrtsstaates einher. Zum Zweck der politischen Legitimierung, Stabilisierung und Pazifizierung macht er die Verbesserung der Lebenslagen immer weiterer Bevölkerungsgruppen zum Thema bindender Entscheidungen und ließ – über das im deutschen Sozialrecht verankerte katholische Subsidiaritätsprinzip – an der Gestaltung der deutschen Sozialstaatsgesellschaft auch die Kirchen mit ihren Wohlfahrtsorganisationen partizipieren. Diese Entwicklung der deutschen Sozialkirche lässt sich aus der Sicht der politischen Ökonomie – durchaus zuge-spitzt – als Teil einer Kompensationsstrategie interpretieren, nämlich einer

Strategie, den gesellschaftlichen Legitimations-, Macht- und Statusverlust einer ‚Kirche ohne Gläubige‘ durch einen Machtgewinn einer ‚Kirche mit Stellen‘ auf dem Arbeitsmarkt auszugleichen, an deren Erhalt dann durchaus ebenfalls Interesse wächst, wenn auch nicht aus primär religiösen, sondern aus sozio-ökonomischen Gründen.

So entwickelt sich die katholische Kirche in Deutschland eher zur öffentlichen Dienstleisterin statt zur Glaubensgemeinschaft. Sie wird zur Akteurin des Gemeinwohls statt zur Vermittlerin des persönlichen Heils und Anleiterin, das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Ihr wird zunehmend die Funktion der diakonischen Assistenz auch des öffentlichen Lebens zugewiesen, die Leistungen für die anderen sozialen Teilsysteme der modernen Gesellschaft erbringt. So spricht vieles dafür, dass das wachsende Desinteresse hinsichtlich der individuellen Orientierung an kirchlichen Werten und Normen durchaus mit dem Interesse an öffentlichen Leistungen der Kirche und anderer Formen ihrer öffentlichen Präsenz einhergehen kann. Kirche ja (für die anderen; für das Gemeinwohl) und Kirche nein (für mich) scheinen sich bei einer so starken Legitimation einer Vielfalt öffentlicher Präsenz der Kirchen nicht auszuschließen.

Man wird deshalb den Schluss ziehen können, dass die private wie die öffentliche Verbindlichkeit und Zumutungskraft kirchlicher Werte und Normen begrenzt werden, aber die Kirchen als diakonisches kommunikatives Angebot für legitim gehalten, ja begrüßt werden, und zwar im privaten wie im öffentlichen Raum. Ob die Kirche als Sozialkirche die Pastoralkirche auf Dauer zu stabilisieren vermag, ist derzeit noch nicht ausgemacht. Skepsis scheint angebracht, zumal der Pastoralkirche die herkömmliche familiäre Reproduktionsbasis erodiert und eine neue Strategie des Kirchenwachstums noch aussteht. Eine solche Strategie könnte mit dem derzeitigen Umbau der pastoralen Strukturen zusammengehen. Dieser Umbau müsste dann freilich so geschehen, dass er nicht die derzeit beobachtbaren Schrumpfungprozesse auch noch befördert. □

## Orthodoxe Kirche und Kultur in Griechenland. Der deutsche Einfluss

Vasilios N. Makrides

### I.

Ist die religiöse Situation des heutigen Europa in Ost und West als einheitlich zu bewerten? Oder lassen sich erhebliche oder feine Differenzierungen zwischen ihnen beobachten? Wie sieht es im Fall des modernen Griechenlands (seit 1830) und der hiesigen Orthodoxen Kirche (seit 1833) aus? Gibt es bestimmte Besonderheiten und Partikularitäten in Bezug auf die religiöse und nicht zuletzt gesamt-kulturelle Entwicklung des Landes in den letzten zwei Jahrhunderten? Diese und ähnliche Fragen rücken im Rahmen der voranschreitenden gesamteuropäischen Integration oftmals in den Hintergrund, insbesondere wenn die Rede pauschal von einem „christlichen Europa“ ist.

In so einem Kontext werden die vielen Besonderheiten der griechischen Orthodoxie und Kultur insgesamt nicht angemessen wahrgenommen, berücksichtigt man zudem die Tatsache, dass der moderne neugriechische Staat (einschließlich der Kirche) einem systematischen Modernisierungsprogramm seit seiner Entstehung ausgesetzt wurde, das zum großen Teil mit einer „Verwestlichung“ einherging. Dieser Prozess war jedoch stets umstritten und blieb daher unvollständig. Darüber hinaus führte er zu internen Rissen und Spaltungen zwischen prowestlichen und antiwestlichen Richtungen innerhalb der griechischen Gesellschaft, die bis heute nicht überwunden werden konnten. Selbst die seit 2009 laufende und bis heute nicht behobene tiefe Finanzkrise im Land hat mit dieser besonderen Situation viel zu tun.

All dies bedeutet keineswegs, dass das westeuropäische oder auch westliche Christentum im Allgemeinen als einheitlich und homogen zu betrachten ist. Ganz im Gegenteil lassen sich hier natürlich zahlreiche Unterschiede beobachten, und zwar auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Trotzdem besteht sehr oft die Tendenz

in der Forschung, pauschal vom „europäischen Christentum“ zu sprechen, obwohl man eigentlich nur das westeuropäische Christentum in Betracht zieht. Charakteristisch hierfür ist das Buch „Europe: The Exceptional Case“ der bekannten britischen Religionssoziologin Grace Davie, die die intra-europäische religiöse Diversität zwischen Ost und West nicht wirklich wahrnimmt, indem sie sich eigentlich nur auf das westeuropäische Christentum fokussiert. Die Orthodoxie am Beispiel Griechenlands kommt in diesem Buch nur am Rande vor und ohne wirkliche Bedeutung für die Ergebnisse dieser Studie, die dennoch spannend und interessant sind.

Ähnliches gilt für das von Hans Joas und Klaus Wiegandt herausgegebene „Die kulturellen Werte Europas“, in dem wiederum von gesamteuropäischen Werten die Rede ist, ohne jedoch die Spezifik orthodoxer Kulturen in Ost- und Südosteuropa näher in den Blick zu nehmen. Dies erscheint jedoch absolut erforderlich angesichts der Tatsache, dass viele historische und gegenwärtige orthodoxe Diskurse sich gezielt gegen bestimmte europäische Werte richten, wie zum Beispiel gegen die Säkularität, die religiöse und weltanschauliche Pluralität, die Individualität oder die Liberalität. Es stellt sich daher die Frage, warum in diesem Band von einem gesamteuropäischen Wertesystem die Rede ist, ohne jedoch der tatsächlich existierenden religiösen und kulturellen Vielfalt und Diversifikation Europas zwischen Ost und West Rechnung zu tragen.

### II.

All dies trifft in besonderer Weise auf das moderne Griechenland zu, das manche „Alleinstellungsmerkmale“ gegenüber anderen mehrheitlich orthodoxen Ländern Ost- und Südosteuropas aufweist. Trotz der historischen Spannungen zwischen Ost- und Westchristentum



*Im letzten Licht des Sonnenuntergangs erläuterte Schwester Theoktisti – mit englischem Akzent und Humor, aber in bestem Deutsch – Geschichte und Gegenwart ihrer Gemeinschaft.*



*Äbtissin Theodekti (rechts) und Schwester Theoktisti (links) im Gespräch mit der Benediktinerin Lucia Wagner, der ehemaligen Priorin der heutigen Abtei Venio in München.*



*Haben sich eine Pause verdient: Mitorganisator Georgios Vlantis (links) und Akademiedirektor Pantelis Kalaitzidis (rechts).*



*Nichts geht ohne moderne Kommunikationsmittel: Metropolit Ignatios und Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung aus München.*

im Mittelalter, waren dieses Land und seine Kultur für die Entstehung der modernen westlichen Zivilisation doch von enormer Bedeutung. Hier sei zuerst auf die umfangreiche und systematische Antikerezeption in Westeuropa seit dem Beginn der Frühen Neuzeit verwiesen, deren Spuren in verschiedenen Ausprägungen noch zu beobachten sind.

Der Philhellenismus war ebenfalls eine in Westeuropa (darunter auch besonders in Deutschland) sehr verbreitete Bewegung, die mit einer vielfältigen „Griechenbegeisterung“ verbunden war. Dasselbe gilt auch für die Romantik und den Neoklassizismus. Darüber hinaus waren die Beziehungen Griechenlands zur westlichen Welt und Allianz immer sehr stark, denn das Land stand nie in seiner Geschichte hinter dem „Eisernen Vorhang“. Nicht zu vergessen ist schließlich, dass Griechenland das erste orthodoxe Land war, das 1981 offizielles Mitglied der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft wurde. All dies deutet zwar auf die engen Beziehungen des Landes mit

dem Westen hin, doch sollten die damit verbundenen zahlreichen Probleme nicht außer Acht bleiben.

Diese Probleme begannen bereits bei der Entstehung des neugriechischen Staates in der Zeit der bayerischen Regierung in Griechenland unter König Otto (1833–1862). Es ist kein Zufall, dass die „Bavarokratie“, die bayerische Herrschaft in Griechenland, vorwiegend und bis heute mit negativen Konnotationen verbunden ist (etwa mit staatlichem Zentralismus und Absolutismus). Es ging um umfassende Reformen in der damaligen Gesellschaft, die nicht zuletzt die Orthodoxe Kirche unmittelbar betrafen und die auf die einschneidenden Maßnahmen eines der Regenten für König Otto, des Juristen und Professors Georg Ludwig von Maurer (1790–1872), zurückgingen.

Konkret ging es um die folgenden Entwicklungen: die unilaterale Erklärung der Autokephalie der griechischen Kirche vom Patriarchat von Konstantinopel im Jahre 1833; die Bildung einer heiligen Synode der Kirche unter der Aufsicht

des Staates; die Aufhebung von orthodoxen Klöstern (rund 70 Prozent) und die Nationalisierung ihres Besitzes; die Einrichtung von universitären Institutionen theologischer Bildung (1837 mit der Gründung der Athener Universität); und die Integrierung der Kirche in die staatlichen Strukturen (z. B. Bischöfe als Staatsdiener). Selbstverständlich änderten diese Maßnahmen das Bild der Kirche schlagartig und riefen zahlreiche Reaktionen seitens verschiedener orthodoxer Akteure und der breiten Bevölkerung hervor. Im Laufe des 19. Jahrhunderts konnte jedoch die Position der Kirche in der Gesellschaft normalisiert werden. Besonders gewann die Kirche an Bedeutung durch die Unterstützung des griechischen Nationalismus und Irredentismus – immer an der Seite des Staates, zu dessen Legitimierung sie entscheidend beitrug. Dementsprechend bekam sie vom Staat auch verschiedene Privilegien, die teilweise bis heute noch gelten.

Trotz der verbreiteten negativen Evaluierung der „Bavarokratie“ in Griechen-

land muss anerkannt werden, dass die damals eingeleiteten Kirchenreformen in Einklang mit der in Westeuropa herrschenden Regulierung der Staat-Kirche-Beziehungen standen. Maurer war Protestant und vom Prinzip des Territorialismus in den Staat-Kirche-Beziehungen geprägt. Für seine Pläne bekam er unter anderem Unterstützung von einigen einflussreichen Griechen, wie des Klerikers und Universitätsprofessors Theoklitos Pharmakides (1784–1860), der hinter der kirchlichen Autokephalie Griechenlands stand. Dies führte damals zu einem Bruch der Gemeinschaft mit dem Patriarchat von Konstantinopel, die erst 1850 wiederhergestellt werden konnte. Mit anderen Worten: Man hätte von der damaligen bayerischen Regierung Griechenlands nichts anderes erwartet, denn die Reformen waren aus bayerischer Sicht durchaus notwendig und nachvollziehbar. Aus nüchterner heutiger Perspektive sollten sie zudem in vielerlei Hinsicht differenzierter betrachtet und evaluiert werden.



*Nach dem Gottesdienst im „Apfeldorf“ Milies war für die Münchner Gruppe ein Kaffee auf der Platia vorbereitet. In der Mitte des Bildes ist der Bamberger Kirchenrechtler Professor Alfred Hierold zu sehen.*



*Kalliopi Gkaragkouni führte durch das kleine Museum des „Märtyrerdorfs“ Drakia, das die Bewohner in Eigeninitiative gestaltet haben. Links im Bild ist Erzpriester Apostolos Malamoussis zu sehen.*



Blick vom pittoresken Pilon-Dorf Makrinita auf den Golf von Volos.



Die Platia von Makrinita mit Platanen und Brunnen, Kirche und Kafenerien.

### III.

Der Hintergrund der Reformen an sich war nicht problematisch, sehr wohl aber die Art und Weise, wie sie umgesetzt wurden. Viele Orthodoxe, damals und später, empfanden daher diesen Wandel als einen schmerzhaften Bruch mit der eigenen orthodoxen Vergangenheit, was wiederum völlig erklärbar und verständlich ist. Die Reformen hatten Herzstücke der damaligen Gesellschaft unmittelbar berührt, die nicht schnell modernisiert werden konnten. Die „deutsche Nachäffung“ wurde daher später im griechischen Sprachgebrauch meistens negativ konnotiert. Dies war jedoch überhaupt kein Hindernis für die umfangreichen und vielfältigen Kontakte zwischen Griechenland und Deutschland. An dieser Stelle denke man nur daran, dass die überwiegende Mehrheit griechischer Eliten (darunter auch Kleriker und Theologen) bis zum Zweiten Weltkrieg ein Aufbaustudium fast ausschließlich in Deutschland absolvierten.

Was jedoch an dieser Stelle von Nöten ist, ist die breitere Einbettung und Kontextualisierung der damaligen Entwicklungen im Bereich der Orthodoxen Kirche, die mutatis mutandis auch andere Kirchen in Europa betrafen. Im Grunde genommen ging es um die Begegnung der christlichen Kirchen mit der Moderne, die nie reibungslos, sondern in den meisten Fällen konfliktträchtig verlaufen ist. Diese Entwicklung hatte bereits in Westeuropa seit der Frühen Neuzeit begonnen und stellte die dortigen Kirchen – insbesondere die Römisch-Katholische, aber auch die protestantischen – vor große neue Herausforderungen (etwa die antiklerikale Ausrichtung der Französischen Revolution sowie die Konsequenzen des Kulturkampfes in Deutschland). Langfristig waren diese Kirchen gezwungen, sich zu verändern, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und ein neues soziales Profil zu artikulieren.

Für die Orthodoxie in Griechenland begann diese Herausforderung erst nach der Gründung des neugriechischen Staates und mit der bayerischen Regierung. Es handelte sich um eine unausweichliche Entwicklung, mit der die griechische Kirche früher oder später konfrontiert werden sollte. Eine ähnliche Erfahrung hatte die Russische Orthodoxe Kirche zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als Zar Peter I. eine umfassende Kirchenreform einleitete. Die Begegnung

mit der Moderne war ohnehin ein notwendiger Wendepunkt für zahlreiche Religionen und Kulturen auf der ganzen Welt.

Ein wichtiger Unterschied jedoch zwischen den orthodoxen und westlichen Kirchen liegt gerade in der Aneignung der Moderne. Im Westen konnten die Kirchen jeweils aus dieser Begegnung und Interaktion, trotz Spannungen und Problemen, davon profitieren und neue Entwicklungen in die Wege leiten. Dies wird sofort deutlich, sobald man den Prozess der Pluralisierung des Christentums (nach der Reformation) sowie dessen Konfessionalisierung oder auch die produktive Interaktion der Aufklärung mit dem westlichen Christentum in Betracht zieht. Die westlichen Kirchen entwickelten auch ein anderes Verhältnis zur Säkularität und haben die Trennung zwischen Staat und Kirche positiv beurteilt und konstruktiv aufgearbeitet.

### IV.

Der deutsche Fall mit seiner Bi-Konfessionalität ist ein Paradebeispiel dieser fruchtbaren Auseinandersetzung der christlichen Kirchen mit der Moderne. Die Kirchen wurden auf lange Sicht zivilisierter und anpassungsfähiger, daher konnten sie völlig in die modernen staatlichen Strukturen integriert werden (z. B. als große öffentliche Dienstleister und Arbeitgeber neben dem Staat). Bekanntlich wird in diesem Jahr in Deutschland (und weltweit) das Reformationsjubiläum gefeiert. Denkt man nur an die immense Kulturbedeutung des Protestantismus im deutschen Raum in Geschichte und Gegenwart, dann wird seine besondere Verflechtung mit dem Aufstieg der Moderne ganz offensichtlich.

Wirft man jedoch einen Blick auf das orthodoxe Griechenland, dann erscheint dort eine grundsätzlich andere Situation. Hier blieb nämlich diese mit der Moderne angefangene Begegnung und Interaktion immer problematisch, umstritten und unvollständig. Die griechische Orthodoxie erfuhr nämlich nicht „am eigenen Leib“ die radikalen Umbrüche, die das Gesamtbild Westeuropas schlagartig änderten, nur deren Widerhall und äußeren Einfluss. Es ist daher nicht übertrieben zu behaupten, dass die Orthodoxe Kirche sich in vielerlei Hinsicht (etwa bezüglich ihrer Orientierung oder Leitideen) noch in einer „vormodernen Situation“ befindet, denn sie übt Kritik,

explizit oder implizit, am modernen Wertesystem und versucht dabei, idyllisch konzipierte vormoderne Zustände (etwa Gemeinschaftsideale) wiederzubeleben. Dies bedeutet nicht die grundsätzliche Inkompatibilität der Orthodoxie mit der modernen Welt, sondern verweist generell auf die vielen Probleme orthodoxer Kirchen und Kulturen mit der Moderne.

### *Die Reformen hatten Herzstücke der damaligen Gesellschaft unmittelbar berührt, die nicht schnell modernisiert werden konnten.*

Neben anderen Akteuren hat die Orthodoxe Kirche immer eine Schlüsselrolle dabei gespielt. Ihre Reaktionen hingen zudem mit der Tatsache zusammen, dass die Moderne grundsätzlich als ein „westliches“ Produkt angesehen und kritisiert wurde. Man muss hier die jahrhundertelange antiwestliche Haltung der Orthodoxen Kirche in Erinnerung rufen, um diese Reaktionen besser verstehen zu können. Es handelt sich dabei um den berüchtigten orthodoxen Antiochizidantismus, nachdem alles Westliche als verächtlich und gefährlich eingestuft wird. Es versteht sich von selbst, dass all dies natürlich keine gute Ausgangsperspektive für eine wie auch immer geartete positive Begegnung mit der Moderne ist. Etwaige negative Erfahrungen, wie zum Beispiel diejenigen aus der bayerischen Herrschaft in Griechenland, haben natürlich solche orthodoxen antiwestlichen Haltungen gestärkt. Die Differenzen im Bereich der kirchlichen Situation und Entwicklungen zwischen Griechenland und Deutschland sind hier mehr als deutlich.

Es wäre jedoch falsch, daraus die Schlussfolgerung zu ziehen, dass orthodoxe Griechenland sei in puncto Religion eine Ausnahme. Genauer wäre es, von bestimmten Besonderheiten im Vergleich zu Westeuropa zu sprechen, die historisch fundiert sind und deren Nachwirkungen noch in der Gegenwart zu spüren sind, obschon in modifizierter und oftmals latenter Form. Sprechen wir jedoch nur vom orthodoxen Griechenland, erscheint es eindeutig geboten, die jeweiligen Diskursfelder zu

identifizieren, von denen die Rede ist. Konkreter gesagt: Die griechisch-orthodoxe Welt ist, wie jede andere, sehr vielfältig.

### V.

Es gibt die offizielle Kirchenhierarchie, die zwischen den verschiedenen Richtungen hindurchzulavieren versucht und die meistens gemäßigte Positionen vertritt. Hinzu kommt die besondere orthodoxe Mönchs- und Nonnenkultur, die mehrheitlich traditionalistisch orientiert ist. Ferner existieren orthodoxe Modernisten und Reformisten, die eher eine Minderheit darstellen und die in der Regel einer starken Kritik ausgesetzt sind. Darüber hinaus gibt es orthodoxe Theologen und Intellektuelle unterschiedlicher Provenienz, die ihrerseits ganz besondere Richtungen vertreten. Nicht zu vergessen sind orthodoxe Rigoristen beziehungsweise Fundamentalisten, die zusammen mit dem Mönchtum striktere Positionen vertreten und Druck auf die Kirchenhierarchie ausüben. Schließlich gibt es auch die Massen der Gläubigen, die von allen diesen Richtungen Anreize und Anweisungen erhalten und entsprechenden Einflüssen ausgesetzt sind.

Im Endeffekt ergibt sich daher das Bild einer polyfokalen orthodoxen griechischen Kultur, die von einer großen Vielfalt gekennzeichnet wird und die nicht pauschal als antimodern zu bezeichnen ist. In der Zeit nach der Wiederherstellung der Demokratie 1974 gab es einen gemäßigten Säkularisierungsprozess im Lande, mit dem sich die Kirche generell arrangieren konnte. Selbst in der Zeit des Erzbischofs Christodoulos (1998–2008), eines populären und einflussreichen, doch umstrittenen Kirchenmanes, der von seinen Gegnern als antimodern angeprangert worden war, gab es etliche Entwicklungen (etwa die Errichtung einer kirchlichen Kommission für Bioethik), die durchaus einen modernen Hintergrund aufweisen.

Sein Nachfolger, der jetzige Erzbischof Hieronymos II. (seit 2008), scheint mit der Logik der Moderne in vielerlei Hinsicht vertraut zu sein und versucht, der Kirche ein neues und starkes soziales Profil zu verleihen, was in der Zeit der laufenden tiefen Finanzkrise sehr oft unter Beweis gestellt wurde. Darüber hinaus gibt es etliche neue Richtungen in der griechischen Orthodoxie, die sehr selbstkritisch sind, eine Bilanz der bis-



*In der reich ausgeschmückten Kirche von Milies hielt Metropolit Ignatios die „Göttliche Liturgie“ des Johannes Chrysostomus, wie sie die Orthodoxie kaum verändert seit dem 4. Jahrhundert*

*als „Vorgeschmack des Himmels“ feiert. Rechts neben dem Metropoliten stehen Georgios Vlantis als Übersetzer und Erzpriester Apostolos Malamoussis.*

herigen Entwicklungen ziehen wollen und einen Durchbruch in Sachen Moderne beabsichtigen. Die „Volos Akademie für Theologische Studien“, die seit 2000 besteht und internationales Renommee genießt, ist ein Paradebeispiel einer solchen offenen orthodoxen Werkstatt mit Blick auf die Zukunft und die Öffnung der Orthodoxie zu der modernen Welt.

Die längst fällige positive Interaktion mit der Moderne bedeutet für die griechische Orthodoxie jedoch nicht die unkritische Bejahung aller modernen Entwicklungen oder die Nachahmung westlicher (insbesondere deutscher) kirchlicher Techniken, Strategien und Lösungen. Es geht um eine besondere griechisch-orthodoxe kritische Auseinandersetzung mit der Moderne, die eventuell zu der eigenen Modernität der griechischen Orthodoxie führen könnte. All dies ist durchaus möglich, insbesondere nach dem gängigen Modell der „multiplen Modernitäten“ (Eisenstadt). In diesem Prozess kann zwar die griechische Orthodoxie von der Erfahrung der Kirchen, westlichen oder nicht, viel lernen, doch wird sie am Ende ihr eigenes Profil und ihre eigene Identität artikulieren müssen. In diesem Rahmen könnte sie einige ihrer Besonderheiten, wenn auch in veränderter Form, aufrechterhalten.

Das betrifft zum Beispiel die Beziehungen zwischen Kirche, Staat und

Politik oder zwischen religiöser und politischer Sphäre im Allgemeinen. Diese Thematik hat eine lange Vorgeschichte in Europa seit der Konstantinischen Wende und der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion. Jedoch führte die Spaltung des Römischen Reiches in Ost und West im 4. Jahrhundert zu einer stufenweisen Ausdifferenzierung der beiden Seiten auch in diesem Bereich. Der oströmische (byzantinische) Osten entschied sich für das Symphonie-Modell zwischen „imperium“ und „sacerdotium“, das – zumindest der Theorie nach – der Trennung und Spannung zwischen beiden Gewalten negativ gegenüberstand. Im lateinischen Westen überzog einerseits das Modell der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Kirche von und gegenüber der politischen Führung, andererseits übernahm die Kirche selbst politische Macht und Funktionen, was zu einer dauerhaften Spannung zwischen den beiden Gewalten führte.

Die Frage ist hier nicht, ob das eine oder das andere Modell besser oder wirkungsvoller war und ist. Beide Modelle sind auf unterschiedliche soziopolitische Entwicklungen in Ost und West zurückzuführen und von daher unausweichlich. Im Laufe der Zeit entwickelten sie sich in verschiedenen lokalen Ausprägungen weiter und prägten das jeweilige Bild der Kirche-Staat-Beziehungen in Ost und West entscheidend. Ihr Einfluss auf die

Artikulation der jeweiligen Kulturen Europas war insofern einschneidend. Mit dem Beginn der Neuzeit (insbesondere nach der Reformation) begann jedoch eine neue Phase in Westeuropa bezüglich der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, die durch eine lange Entwicklung zu der heutigen Lage im Westen Europas führte. Die heutige Trennung zwischen Staat und Kirche – entweder friedlich (Deutschland) oder feindlich (Frankreich) oder die Existenz eines selbstständigen Vatikanstaates – ist ohne Bezug auf diese lange Vorgeschichte nicht nachvollziehbar.

Der orthodoxe Osten erlebte während der Neuzeit und der Moderne eine grundsätzlich andere Entwicklung, die langfristig zur Nationalisierung der jeweiligen Orthodoxen Kirchen und ihrer engen Bindung zur staatlichen Macht führte. Diese Entwicklung ist wiederum ohne Berücksichtigung der jahrhundertelangen Verbindung von Staat und Kirche in Byzanz nicht nachvollziehbar. Auf der anderen Seite sind die westlichen Einflüsse auf die Orthodoxie, wie diese im Falle Griechenlands unter bayerischer Herrschaft zum Ausdruck kamen, unverkennbar. Daraus ist eine besondere Konstellation in den Kirche-Staat-Beziehungen entstanden, die man als „symphonische Säkularität“ bezeichnen könnte, indem sie Elemente aus der Vergangenheit und der Moderne verbindet.

Solche feinen oder sogar größeren Unterschiede zwischen Ost und West lassen sich also heute auf verschiedenen Ebenen beobachten. Sie sind, trotz gegenseitiger Beeinflussungen und der voranschreitenden „Homogenisierung“ im politischen, ökonomischen oder im juristischen Bereich innerhalb der Europäischen Union, noch zu erkennen. Während der letzten Jahrzehnte gibt es transnationale statistische Erhebungen und entsprechende Untersuchungen über die kulturelle und religiöse Landschaft des gegenwärtigen Europa (etwa die „European Social Survey“), die in vielerlei Hinsicht auf noch bestehende Unterschiede sowie auf gewisse Homogenisierungsprozesse und gemeinsame religiöse Verhaltensmuster europäischer Bürger/innen jenseits konfessioneller, kultureller oder geographischer Grenzen hindeuten.

Wichtig ist aber, diese Unterschiede oder Gemeinsamkeiten differenziert sowie nüchtern und gemäßigt zu evaluieren und zu beurteilen, denn sie deuten unmissverständlich auf unausweichliche Konsequenzen in unserer internationalisierten und globalisierten Welt hin. Das selbe betrifft nicht zuletzt die verschiedenen deutschen Einflüsse auf die griechische Orthodoxie in Geschichte und Gegenwart, die nicht pauschal verworfen werden sollten, sondern kritisch und konstruktiv aufgearbeitet werden müssen. □